# Aus Italien.

Von

Ida von Düringsfeld,
Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.

# Reiseskizzen.

Von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von «Schloß Goczyn.»

Zweites Bändchen.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.

# Aus Italien.

Von

**Ida von Düringsfeld,**

Verfasserin von «Schloß Goczyn.»

.....The book is quite superficial in its character. I have endeavoured to discard from it all valuable matter derived from the works of others, and it appears to me that my efforts in this direction have been attended with great succes.

Preface to «Eothen.»

Bremen,

Verlag von Franz Schlodtmann.

**1851.**

# Inhalt.

| | Seite |
|---|---|
| Ueber den Splügen | 1 |
| Der Schneider von Chiavenna | 13 |
| Träumereien am Sylvesterabend | 40 |
| Der Adjutant am Neujahrstage | 44 |
| Winterfahrt nach Mailand | 54 |
| Marliani | 63 |
| Der Carneval | 81 |
| Durch Piemont | 92 |
| Genua | 107 |
| Im Palast Grimaldi | 121 |
| Vetturinreise | 166 |
| Pisa | 189 |
| Florenz | 199 |
| In der Trattoria | 221 |
| Frühlingsfahrt nach Mailand | 260 |
| Zusendung an den Grafen Wladislav — | 277 |

# Ueber den Splügen.

Es war der zehnte December. Das deutsche Meer war wirklich meergrün und dabei so unruhig, daß wir nur Kaffee trinken konnten, indem wir uns auf dem Verdeck niederkauerten. Dabei machten wir Bekanntschaften: die erste mit einem gewissen zottigen Thier, Namens Schnauz, welches ganz so herzvoll war, wie häßliche Hunde gewöhnlich sind; — die zweite mit einem Reisenden in Spazierstöckchen, welcher mir sagte, daß seine Fabrik an 4000 Arbeiter beschäftige. Ich schlug die Hände zusammen — da schwatzt man von schlechten Zeiten!

Die Gegend lag blaugrau umher. Wie hätte sie anders aussehen sollen, da sie zur Hälfte verschneit war? Man versicherte mir wiederholt, im Sommer sei sie wunderschön. Ich glaubte es gern; ich glaube Alles, sobald ich glaube. In Rorschach fanden wir es weit grüner, als in Constanz, woraus ich mir zu schließen

erlaube, daß die Constanzer in ihren Ansprüchen auf ein ungewöhnlich mildes Klima ein klein wenig zu weit gehen.

Von Rorschach nach Altstätten fuhren wir durch Stille, Dunkel und Schnee. In den Häusern brannten natürlich schon die Lichter, und ich hatte dabei zum hundertsten Male den Gedanken, wie weit vernünftiger es eigentlich sei, hübsch ordentlich zu Hause zu sitzen, als in der Welt herumzukutschiren. Wer ein Haus hat, wende diesen meinen Gedanken zu seinem Nutz und Frommen an.

Im Altstätter Posthause, wo wir nächtigten, spielten die Honoratioren des Oertchens bis ein Uhr Morgens Tarock.

Im Rheinthale kamen wir den nächsten Morgen bald an den Hirschensprung, eine Verengung des Thales, etwa wie die chiusa dell' Adige, nur daß hier der Rhein jenseits der Felsen floß. Eine kurze Strecke vor der Enge lag ein Berg, an Zeichnung Vollkommenheit, auf dem glich das Laubholz im Reif einem kleinen Wolkenhimmel.

Wo flösse der Rhein, ohne daß von seinen ihm eigenthümlichen Felsenhöhen nicht alte Schlösser herabschauten? Einige hier schienen noch bewohnt, die meisten waren den Uhus und den Winden offen.

Ich glaubte treuherzig schon immerfort in Grau-

bündten zu fahren, und war höchst erstaunt und verdrießlich, als ich in Ragacz erfuhr, daß ich noch immer in St. Gallen sei. Als ob ich in St. Gallen hätte reisen wollen, in St. Gallen, wo kein Mensch reist!

Um mich in Etwas zu trösten, bewies ich dem Kellner, welcher mich in meinem Grisontraume gestört hatte, St. Gallen sei benannt nach St. Gallus, nämlich nach dem Hahne, der canonisirt worden sei, um, seiner angebornen Morgennatur gemäß, den Wächter der Kirche vorstellen zu können. Der Kellner, ein Baier, fand das völlig einleuchtend.

Ragacz, d. h. die Badeanstalt Hofragacz, ist Pfäffers um einen halben Grad minder. Wir erhielten uns auf der Wasserleitung der Heilquelle längs der Schieferfelsen im Gleichgewicht, bis wir auf einer Brücke über die Tamina gelangten. Mit einiger Mühe kamen wir dann auf dem Glatteis ihres linken Ufers gegenüber einem gefrornen Wasserfalle an, der uns eigentlich auf diesen heillosen Weg nach Pfäffers gelockt hatte. Er sah völlig aus wie eine Tanne in getriebener Silberarbeit. Ueberhaupt ist der Frost ein wahrer Benvenuto Cellini in Silber. Eine Birke kann aussehen wie die kostbarste Filigranarbeit, und eine ganz alltägliche Weide wie eine Aigrette von Schmelz, und das blos, weil der Reif an ihnen gefroren ist.

Was wir auch noch sahen — wie man sich in St. Gallen verheirathet. Man bindet einem Pferde ein Paar Schleifen an, und spannt es vor einen kleinen Wagen. In diesen steigt die Braut, schwarz angeputzt, einen bunten Blumenkranz um das glattgestrählte Haar. Der Bräutigam, schön in kurzem Beinkleid, anschließender Jacke, am breitkrämpigen Hut einen mächtigen Strauß, setzt sich neben die Liebste, und fort kutschirt das Pärchen ohne alle weitere Begleitung, fort zum Herrn Pfarrer, der es in die Kirche führt und ohne jeden andern Zeugen als den Küster traut. Man kann nicht einfacher Mann und Frau werden.

Was wir nicht sahen, ist Chur; deswegen bin ich auch ganz überzeugt, es sei eine der schönsten Städte, wenn nicht gar die allerschönste Stadt in der Schweiz. Warum wir es nicht sahen? Weil wir Abends um sechs im Steinbock ankamen, und Morgens um fünf wieder abfuhren. Vom Steinbock weiß ich auch nur, daß die Oefen in ihm fürchterlich rauchen und die Stuben doch eiskalt bleiben; daß der Wirth ein Baier, und der Hausknecht ein Geschöpf ist, welches einen fünf Minuten vor vier weckt, und fünf Minuten nach vier bereits mit einem nach der Post traben möchte; endlich, daß es Schlafnachbarn gibt, die einen selbst aus dem allerbesten, allertiefsten, allerschläfrigsten

Schlafe aufschnarchen können. Zwar, um das zu erfahren, brauchte ich nicht erst eine Nacht durch im Steinbock zu seufzen. Was hab' ich nicht die letzten Jahre für Schnarcher gehört; ach! gewiß nicht, indem ich an den Thüren horchte, nein, weil die Schnarcher sich durchaus wollten hören lassen. Wenn ich Deputirter werden könnte, mein erster Antrag ginge auf ein Verbot, durch welches den ächten Schnarchern, den Wetteiferern mit den träumenden Hunden, den Virtuosen in der Kunst hörbar zu schlafen, ein für alle Mal das Reisen gelegt würde.

Nachdem ich in unserer unfreiwilligen Vigilie hierüber philosophirt, hatte ich Gelegenheit, eine neue Physiognomie zu studiren: nämlich die einer Poststube um halb fünf Uhr früh, bei Talglicht und Cigarrenrauch. Sie gehört nicht zu denen, deren Lavater ich werden möchte — ich fuhr aufathmend in der großen Maschine, welche Postwagen heißt, der grauen verschlafenen Welt zu. In Reichenau dachten wir, woran man da denken muß: an den fürstlichen Lehrer. Die Berge auf dem rechten Ufer des Hinterrheins waren selbst in der tonlosesten aller Farben, in der weder weißen noch grauen, weder lichten noch finstern eines überzogenen Wintermorgens so malerisch, daß ich mit ihnen zufrieden zu sein allergnädigst geruhen konnte. Ich hab' es oft gesagt: eine Gegend sowol wie eine Frau ist nur dann

im vollen Sinn des Wortes schön, wenn sie es quand même ist. Der Rhein sah aus wie gefroren; zögernd nur gaben wir diese Täuschung auf und überzeugten uns von der Wahrheit, dem breiten, jetzt trocknen Kiesbett. Auf einer natürlichen Bastion trat Schloß Ragunz dicht an dies Bett hinan, weiß, groß, deutlich. Jenseits in den Bergen lag Schloß Ortenstein — dann kamen auf zwei Höhen zwei Ruinen. Als ich zu Mittag den Conducteur nach ihrem Namen fragte, sagte er: «Alt- und Neu-Rialto.» Ich freute mich — mir war's den ganzen Morgen schon gewesen, als läse ich im Cavaliere Battista Nani, dem elegant-gelehrten Procurator von San Marco, über die Verwickelungen zwischen der venetianischen Republik mit den Grigioni. Eine Gegend hier zu launenhaften Bündnissen und immer neuen Treubrüchen. Und ein Weg, eigens gezeichnet, um zu den Bildergallerien Italiens zu führen. Was nur an Malerei in Reif, Schnee, Nebel, Wolken, Duft, Dunst, Verschwinden, Erscheinen möglich sein möchte, wir hatten's vor und um uns an den Bergen, an den Felsenwänden, auf den wunderschönen Tannen, den braunen Lärchenbäumen. Der gefrorne Wasserfall im Thal der Tamina hatte Glück gehabt, indem er der erste gewesen — hier gab es dergleichen Krystallsachen des Winters in wahrem Ueberflusse. Tannen — wie gesagt,

wunderschön, eine groß genug zum Weihnachtsbaum eines Königreiches, und zwar nicht blos eines deutschen von Napoleon's Gnaden. Hin und her ein wilder Rosenstrauch mit Früchten, und an den Steinen ockerrothe Flechten. Bisweilen Kokettterien der Sonne im Schleier. Eine reine, milde Luft, einige Grad Wärme. Und dazu die Via-mala. Aber sie ist jetzt eine Via-buona, — der Splügen überhaupt weit weniger schroff als der Gotthard. Die Vegetation begleitet einen hinüber. An einigen Stellen nur waren die Wälder den Rhein hinabgeflößt worden, und die Ortschaften, denen sie gehört hatten, lagen entblößt im nackten Hochthale. So inmitten der Winde, sonnenheiß und schattenlos, möchte ich nicht wohnen. Ein Engadiner, welcher der Dritte im Coupé war, sagte mit sanfter Stimme: «Und die hier geboren sind, kommen doch immer wieder, um hier ihr Alter zuzubringen. Nachdem sie in den größten Städten Conditoren gewesen sind, ist's ihnen hier doch am liebsten. Abends kommen sie alle zusammen, und da hört man in allen Sprachen, von allen Orten der Welt erzählen.» Ich empfehle einen solchen Veteranen der Zuckerbäckerei in seinem hölzernen Hause auf der holzlosen Höhe irgend einem Reisenden, der etwa um eine charakteristische Skizze verlegen wäre.

Eine halbe Stunde vor Splügen fing der

Schnee ordentlich an; Splügen an seinem Kalkberge lag ganz darinnen. Wir aßen, hungrig wie die Wölfe, die wir nicht angetroffen, packten vorsorglich eine Flasche Valtelliner ein und stiegen in den offenen Schlitten, welcher uns über den Grat bringen sollte. Der Postillon stand hinter uns, zwei Pferde, jedes vor einen Gepäckschlitten gespannt, trabten unserm Thiere mit erstaunenswerther Klugheit nach; der Conducteur, den Engadiner und einen Aargauer fahrend, machte den Beschluß des kleinen Zuges. Im «Guide des Voyageurs» wird das Thal des Splügen als entourée de glaciers éternels geschildert — ich erlaube mir hierüber eine Berichtigung. Der Postillon zeigte uns nur einen Gletscher, welcher, wie er sagte, im Sommer ganz grün aussehe. Jetzt sah er ganz weiß im Blauen aus, denn ich hatte meinen Willen — die Sonne war da, der Himmel blau. Dabei auf dem höchsten Punkte ein Grad Kälte. Ich schämte mich — deswegen hatte ich mir also in Constanz ungeheure schwarze Filzstiefeln gekauft?

Auf der österreichischen Grenze war der Pfahl noch ohne Adler. Die Italiäner haben eine wahre Wuth auf die armen Adler gehabt. Dagegen fehlten in der Douane nicht die Zollbeamten; aber zeitgemäß liebenswürdig waren sie, untersuchten Nichts, foderten Nichts, woll-

ten Nichts wissen, als den Namen der Signora. Oesterreich scheint wirklich anders geworden zu sein, als vor vier Jahren. Wir tranken auf das Wohl unserer Mütter, tränkten den Postillon und den Conducteur und speisten das Pferd des ersten Gepäckschlittens, einen gewissen braunen Falk, mit allem Zucker, den wir in unsern Taschen finden konnten. Falk fraß den Zucker mit vielem Anstand bei vieler Begierde; während des Weges aufwärts hatte er verschiedene Male einen gefährlichen Appetit nach meinem grünen Schleier bezeigt — hier war der weiße Zucker ihm lieber. Nur hatten wir, leider! nicht genug für seine Wünsche. Lange noch, nachdem er das letzte Stückchen verknurpelt, schnüffelte er im ganzen Schlitten herum nach mehr. Und da er dieses Mehr nicht fand, sah er mich mit einer solchen Miene des Tadels an, daß ich ihn beinahe um Entschuldigung gebeten hätte.

Als wir aus dem Douanengebäude wieder herausfuhren, stand die ganze Halbscheid der schneeschweren Gipfel in voller Glut. Ich weiß es nun: das Alpenglühen ist noch schöner in der Nähe, als von Weitem. Den ganzen Westen füllte ein mächtiger violetter Duft. Dann erlosch die Glut, der Duft verschwand, und die Gegend schimmerte nur noch bläulichweiß. Die Schlitten flogen, vorüber an den Nothhäusern, in welche man

sich vor den Stürmen flüchtet, durch die Gallerien, welche die Lawinen aufhalten müssen. Der Schnee war hier tiefer und, wo möglich, auch noch reiner als auf der Schweizerhälfte. Auch wilder ward es, abgründlicher, und wir immer hinab. Uns entgegen Weinkarren, Schlitten, Ochsen, denen allen wir höflich auswichen, wie es hier die Schuldigkeit der Post ist. Gegen die selbst übergenaue Beobachtung einer Schuldigkeit läßt sich eigentlich Nichts sagen; aber, aber! der Schnee zu beiden Seiten war sehr hoch, und der Abgrund auf der rechten sehr tief — ich hätt' es lieber gesehen, die Schuldigkeit des Ausweichens wäre an den Ochsen, Schlitten und Weinkarren gewesen. Nun, wir verletzten wenigstens nicht ein Mal die Gesetze der Höflichkeit, sondern versanken mehr als zehn Mal mehr als halb im Schnee. Und ein Mal geriethen wir sogar in eine kritische, dramatische Lage. Einer nahen Gallerie zu trieb ein junger Italiäner drei ledige Pferde vor sich her. Als er uns anfahren sah, gab er seinen Thieren einen gelassenen Hieb, der sie in einen ebenso gelassenen Trab versetzte. Er selbst verfügte sich auf die Seite und ließ uns vorbei. Der Bursche zeigte sich boshaft, denn die Straße war hier so eng, daß wir an seinen Thieren nicht vorüber konnten, folglich unangenehm aufgehalten wurden. Unser Postillon

ließ einen ganzen Sturm von deutschen, französischen und italiänischen Flüchen über den Buben, und über die Wälschen überhaupt ergehen. «Die Wälschen spielten den Deutschen immer solche Streiche», murmelte er zwischen den Zähnen. Sonderbar, wie in den Grenzländern das Gefühl der ursprünglichen Nationalität frisch bleibt. Der Postillon sagte nicht: die Schweizer, sondern: die Deutschen. Damit aber kamen wir nicht an den Pferden vorbei, und alle Flüche halfen auch Nichts — der Bursche lachte hinter uns, seine Thiere trottelten vor uns her. Der Conducteur verlor endlich die Geduld, sprang ab, stürmte dem vordersten der hindernden Pferde voraus, ergriff es beim Gebiß, drehte es um und jagte es mit einem Schlage voll guten Willens auf die beiden folgenden zurück. Auch sie wandten sich natürlich um, aber alle drei wollten nicht in den Schnee, sondern warfen sich auf unsern Schlitten. Unser Pferd setzte sich fest auf die Hinterfüße, und stemmte sich nach allen Kräften, konnte indessen doch nicht verhindern, daß der Schlitten wich. Allereilfertigst kam Falk angetrabt, und guckte mir altklug über die Schulter. Es war eben une bagarre; die Gruppe mag sich gut ausgenommen haben, drinnen zu sein fand ich weniger angenehm. Sie entwickelte sich jedoch glücklich. Als der Bursche seine Thiere bedroht sah, schoß er wie ein

Windhund herbei, die Pferde wurden zurückgerissen und wir frei. Zwar geriethen wir in einer Gallerie nochmals zwischen Baumstämme und Karren hinein, und ich glaube wirklich, es waren Bosheiten wälscher Fabrik. Aber auch dieser Verwirrung entgangen sahen wir im Thale von Sanct Jakob den Nebel wie ein Gewässer, und dann bald Nichts mehr als Schatten, Schatten über und unter uns. Noch eine Stunde, und wir stiegen aus dem Schlitten wieder in einen Postwagen, der uns um sechs Uhr hierher brachte.

Ob Hannibal und Napoleon nicht mehr Mühe gehabt haben mögen?

Chiavenna, den 20. December 1849.

# Der Schneider von Chiavenna.

In Chiavenna wohnte einmal ein Schneider, der hieß Carlo Paradisi.

Wenn man mit ihm über seinen Namen scherzte, was unter guten Genossen wol vorkommen kann, so antwortete er mit einer Miene, die nicht nur zum Begräbnisse seiner ganzen Familie, sondern selbst zu dem des ganzen Menschengeschlechtes schauerlich genug gewesen wäre: er heiße zwar nach dem Paradiese, aber er fühle sich in der Hölle.

Man durfte das nicht buchstäblich nehmen. Carlo wohnte in keiner Hölle. Seine Eltern — denn Carlo war jung — hatten ein hübsches Haus. In dem Hause waren hübsche Zimmer; das hübscheste hatte Carlo, der einzige Sohn. Aber es gefiel ihm nicht, weder in dem Zimmer, noch in dem Hause.

Und doch ist es ein Haus zum Gefallen, äußerlich wenigstens. Es steht — ja, jetzt muß ich Etwas weiter

anfangen. Also: wenn man von Chiavenna nach Bette will, d. h. nach Campo-Dolcino, d. h. über den Splügen in die Schweiz, so kann man vorher — immer wenn man will — auf einen Augenblick aus der Straße Oltre Mera in den Vicolo dell' Uomo Selvatico, auf deutsch in das Wildemannsgässel, einbiegen. Dieses Gässel besteht aus einem Winkel von drei Häusern, vor deren einem ein großer Maulbeerbaum wächst. In dem aber wohnten die Paradisi nicht — ich meine, nicht in dem Hause, vor welchem der Maulbeerbaum steht — sie wohnten in dem letzten und kleinsten, welches ein erhöhtes Erdgeschoß, an allen Fenstern grüne Persiennen und sowol zum Erdgeschoß, wie zum obern Stockwerk eine zierliche äußere Treppe hat. Ob auch inwendig Treppen sind, weiß ich nicht — ich bin nicht drinnen gewesen, habe das von den hübschen Stuben nur durch Hörensagen. Innere Treppen wären allerdings Luxus, doch warum sollte der auch nicht stattfinden im Hause Paradisi? Die Familie war keineswegs dürftig — im Gegentheile. Eigentlich stammte sie aus Toskana, war indessen schon seit langen, langen Jahren hier angesessen. Das Schneiderhandwerk erbte in ihr vom Vater auf den Sohn — nie war der älteste Paradisi etwas Anderes gewesen, als Schneider. Carlo hatte es um so mehr werden müssen, weil er nicht nur

der älteste, sondern der einzige Sohn gewesen war. Aber die Wahrheit zu sagen: seine Bestimmung hatte gar nicht seinen Beifall gehabt. «Ich glaube zu etwas Besserem bestimmt zu sein, als Jacken und Hosen von Sammet zu nähen,» hatte er mit dreizehn Jahren zum Vater gesagt. Der Vater hatte kurz und bündig geantwortet: «bestimmt, ein Narr zu werden. Was willst Du denn mehr werden, als was Dein Vater ist, und vor mir mein Vater und Großvater gewesen sind?» — «Müssen denn die Kinder immer werden, was Vater und Großvater gewesen sind?» hatte der Bursche niedergeschlagen gefragt, und als der Vater entschieden mit «Ja» geantwortet, sich ergeben an ein Paar braune Sammethosen gesetzt, wie die Landleute hiesiger Gegend sie tragen; denn die Paradisi waren Männerschneider, und zwar arbeiteten sie ausschließlich für die untern Classen.

Drei volle Jahre saß Carlo bei seinen Sammetkleidungsstücken, da starb der Vater; wie man sterben muß: mit Vernunft, mit Ruhe, mit Vorsorge für die Seinen. Seiner Frau brauchte er keine letzten Vorstellungen zu machen, die wußte Alles, was sie zu thun hatte um zu leben, wie es sich für eine Wittwe schickt. Aber dem Sohne hielt er eine eindringliche Sterberede, welche mit den Worten schloß: «Es wird Dir nicht wohlgehen,

wenn Du nicht bleibst, was Deine Väter gewesen sind.»

Carlo war so blaß wie der Sterbende, und fragte mit hohler Stimme: «Also verfluchst Du mich, wenn ich nicht hier Schneider bleibe?»

«Sterbende verfluchen nicht,» erwiderte der Vater, «sie rathen nur und sagen voraus. Denke an mich und an meinen Tod. Es stirbt sich süß da, wo wir geboren sind.»

Sprach's und starb, und Carlo dachte mit finstrer Resignation: «So bin ich denn gekettet an diesen Ort, und auf immer!»

Sieben Wochen lang nach dem Tode des Vaters saß Carlo an dem Fenster seines Stübchens und nähte, nähte und nähte, als könnte er gar nichts Andres mehr, als nähen, nähen und nähen. Wenn er bisweilen den Blick erhob, so sah er die starren Gipfel, welche die Grenzmauer gegen die Schweiz bilden, und sagte herbe lächelnd: «Die eine Seite meines Gefängnisses.»

Die Mutter fing an, Besorgnisse zu hegen; wenn sie unten im Gemüsegarten war, sah sie nach dem Fenster des Sohnes — der Sohn nähte. Eines Abends kam sie zu ihm hinauf. «Du wirst Dich krank machen,» sagte sie.

Er antwortete, ohne aufzusehen oder anzuhalten: «Ich bin's schon.»

«Was fehlt Dir?» fragte sie. «Die Luft,» antwortete er. «Mache Dir das Fenster auf,» sprach sie gutmüthig.

Die Italiäner weinen nicht so leicht wie wir Deutschen; dem jungen Schneider aber drang jetzt doch eine heiße Thräne ins Auge, eine Thräne des Ingrimms. «Mache Du mir das Fenster auf,» sprach er, alle seine Leidenschaftlichkeit in den leisen Ton seiner Stimme zusammendrängend. «Ich bin ein Vogel im Käfich.»

«Willst Du einmal nach Mailand fahren?» fragte die Mutter plötzlich erleuchtet.

Seine Augen strahlten. Er sprang auf, fiel der Mutter um den Hals. Am andern Tage flog er aus. Acht Tage später kam er wieder. O, wie war's schön in Mailand gewesen! Was für Häuser, was für Wagen und was für Frauen! Und keine Berge! Die Chiavennosker lieben die Berge nicht; «es wächst nichts darauf,» sagen sie.

«O, Mamma!» sagte Carlo, «verkaufen wir unser Haus hier, und gehen wir nach Mailand, wo die Ebene ist.»

«Nein, mein Sohn,» erwiderte sie gelassen, «das wäre, als ob ein schon alter Baum noch verpflanzt werden sollte. Hier ward ich geboren, hier will ich sterben; denke an die Worte Deines Vaters.»

Carlo hing den Kopf. Obgleich nur ein Schneider, war er doch schön. Die Melancholie, welche sein Gesicht gleichsam als eine ihr gehörige Stätte nun wieder einnahm, stand ihm wundervoll. Die Italiäner sehen oft melancholisch aus, aber ohne zu wissen warum. Carlo wußte, warum er melancholisch aussah. «Ich habe einen Mund voll Paradies gehabt,» sagte er zu sich selbst, «nie jedoch werde ich es ganz genießen können, und so vor Hunger nach Glückseligkeit sterben. Wohlan denn, sterben wir!»

Carlo's Sterbezustand sah merkwürdig wie ein gesundes Lebendigsein aus, indessen mußte er in sich doch am besten Bescheid wissen, und er sagte sich täglich: «ich sterbe.» Und wie Sterbende oft Gesichte haben, so sah Carlo nicht nur sein eigenes Elend, sondern alles Elend auf der ganzen Erde, und trauerte im Verhältniß zu dessen Unermeßlichkeit.

Chiavenna ist ein Ort zum Trauern. Das Thal scheint in die ehernen Alpen hineingesprengt. Nur drei Wege führen hinaus: einer, wie schon gesagt, nach dem Splügen, der zweite ins Engadin, der dritte ins Valtellin und nach Colico. Morgen- und Abendröthe können gar nicht herein, und selbst die Sonne kommt im Winter erst gegen Mittag. Ungeheure Felsenstürze sind einst von allen Seiten herabgerollt — ihre Trümmer

füllen das Thal — nur für die Stadt ist ebener Boden genug dagewesen. Die umliegenden kleinen Orte mit ihren weißen Kirchen hängen an den schroffen Seiten, oder zwängen sich zwischen ihnen und der Mera, die in einem unbequemen Bette von Kalksteinen von Santa Croce herunterrauscht. Von einer eigentlichen Landschaft ist nicht die Rede, nur von einem mühsamen Anbau. Wo genug Erdreich war, hat man Kastanien und Maulbeerbäume gepflanzt; wo die Blöcke zu dicht lagen, Weinlauben ausgespannt. Um das Thal von Chiavenna mit einem Worte zu schildern: es ist ein südlicher Rebengarten zwischen Mauern von Urgestein.

Carlo nannte es Wüste, Kerker, Gruft. Wenn er lachen hörte, dünkte ihm das ungeheuerlich. Wie konnte man hier lachen, wo keine Ferne war und so viel kalter Schatten? Wie konnte man hier reich werden wollen, sich am Leben freuen oder gar an Liebe denken?

Wenn Carlo nicht an Liebe dachte, so dachte seine Mutter statt seiner an Heirathen für ihn. «Nimm eine Frau,» sagte sie, «das wird Dich erheitern, Dich frisch, Dir Muth machen — nimm die Marianin.»

Marianin, auszusprechen Marianing, war die Tochter der besten Freundin von Carlo's Mutter. Wie Carlo war sie das einzige Kind, wie Carlo besaß sie zwei

Grotten erb- und eigenthümlich, wie Carlo's Mutter war ihre Mutter Wittwe — genug, es konnte kein in allen Rücksichten passenderes Paar geben, als Carlo und Marianin. «Der Himmel hatte sie für einander bestimmt,» sagten die Mütter.

Die kleine Marianin — sie war sechszehn Jahr — dachte wie die Mütter. Carlo dachte anders. «Ich will keine Frau nehmen,» antwortete er seiner Mutter mit der feierlichen Traurigkeit, die er an sich trug wie einen hohen Orden. «Warum sollte ich heirathen? Um einen Sohn zu haben, der, wie ich, Schneider in Chiavenna werden müßte? Nein, ich will kein Geschöpf unglücklich machen.» Man sieht, Carlo hatte die Bestimmung der Paradisi fatalistisch aufgefaßt.

Die Mutter sagte überredend: «Vielleicht bekämest Du nur eine Tochter.»

Das traf unsern Carlo. Marianin gefiel eigentlich seinen Augen wohl. Seinem Herzen hatte noch Nichts gefallen — das arme Herz — Carlo's Gedanken hatten es immer so erdrückend belastet, daß es noch gar nicht dazu gelangt war, sich selbst zu empfinden. Aber nimmt denn das Herz die Frau? Der Mann nimmt sie. Carlo meinte halb und halb, daß er Marianin nehmen könnte.

Er stand auf, kleidete sich zierlicher als gewöhnlich an und begab sich auf den Weg. Marianin's Mutter

hatte ihr Haus in Piuro — nicht in dem frühern reichen Orte Piuro zwischen der Acqua-Fragia und Santa Croce, der ist verschüttet seit zweihundert Jahren, und von dem nur noch einzelne Ruinen aus dichter Epheuumhüllung zwischen den Ruinen des Berges hervorblicken — nein, Marianin's Mutter wohnte in dem heutigen Fleckchen Piuro, durch dessen einzige Straße man muß, um an die Acqua-Fragia zu gelangen. Das Haus hatte an der Seite einen Garten, auf dessen Mauer zwei Myrtenbäume ihre vollen Kronen legten. Man kann sie heute noch sehen, obwohl Marianin aus dem sechszehnjährigen Mädchen eine früh gealterte Frau geworden ist.

Unter diesen Bäumen fand Carlo Mutter und Tochter. Die Mutter wusch, die Tochter saß da und that Nichts. Marianin war ein verzogenes Kind, sah aber dabei sehr hübsch aus und hatte vorzüglich «un bellissimo sangue» oder eine purpurrothe Wangenfarbe, in der Schätzung eines Italiäners die höchste Schönheit.

Gern würde ich unter den Myrtenbäumen eine idyllische Liebesscene malen, aber es fiel keine vor. Carlo war nicht in der Stimmung zu Liebesscenen. Er bat die Mutter, ihm ein kurzes Gehör zu schenken, und als das ein günstiges war, überließ er es ihr, Marianin zu befragen. Marianin sagte mit der Aufrichtigkeit einer

jungen Italiänerin: Ja, und ein Brautpaar mehr stand auf der grünen Erde.

Ging es nach Carlo, so wurde in der kürzestmöglichen Zeit ein Ehepaar daraus. Carlo hätte die Geschichte gern gleichsam in einem Zuge fertig werden sehen. Aber Marianin zögerte mädchenhaft, und die Mutter sprach es nun gar ganz entschieden aus, daß die Tochter noch viel zu jung sei. Erst nach einem vollen Jahre könne an die Heirath gedacht werden.

Wem es in der Hauptsache des Lebens nicht nach Willen gegangen ist, der empfindet auch die Vereitelung eines geringeren Wunsches schmerzlicher, als der Glückliche, den vielfaches Gelingen über ein gelegentliches Mißlingen schon im Voraus getröstet hat. Carlo konnte sich nicht darein finden, daß er, nun er sich einmal entschlossen, nicht gleich heirathen sollte. Die ganze Sache wurde ihm augenblicklich zuwider. Ihm war zu Muthe, als habe er um Nichts sein Recht zu seiner lieben Traurigkeit hingegeben. Am liebsten hätte er gesagt: «Lassen wir es doch ganz sein — wie kann man sich denn über ein Jahr hinaus Etwas vorsetzen — ein Jahr ist so lang.» Daß ein Jahr so lang sei, beruhigte ihn denn auch wieder in Etwas. Er durfte hoffen, bis dahin an seinem Grame wirklich körperlich zu sterben, nicht blos wie bisher innerlich. Zwar zerriß es ihm das Herz, aus

einer Welt scheiden zu sollen, die noch so von ungepflückten Blumen überschwoll, aber immer war es besser, aus dem «Frühling des Lebens» in das Grab zu gehen, als nach einem vollen Jahr Brautstand heirathen zu müssen. Mit diesen erbaulichen Empfindungen reichte Carlo dem jungen Mädchen die Hand, und nahm Abschied unter dem Vorwand, daß er seiner Mutter seine glückliche Verlobung mittheilen wolle.

Aber er ging nicht zu seiner Mutter, nicht nach Hause, er ging in die Grotten.

Diese Grotten sind die Schenken in dem Rebengarten von Chiavenna. Zwischen die moosigen Felstrümmer hinein, an die farbigen Felsenwände angebaut, liegen sie auf allen Seiten, bis nach Bette, bis nach Prata, bis nach Santa Croce. Dabei sind sie von glücklich gelungener Verschiedenheit. Manche wurden gemacht, indem man die natürlichen Höhlungen erweiterte — die sehen ganz unterirdisch aus, wie Gnomenküchen oder Drudenschlafkammern. Andere wurden zwar gemauert, aber so versteckt angebracht, daß man sie oft erst entdeckt, wenn man in einem dunkeln Spalt auf nassen Stufen bis an die Thür emporgeklimmt ist, ja, daß man, aus der Höhe herabkletternd, auf Steinen Fuß zu fassen meint, während man auf ihren Dächern angekommen ist. Andere wieder sind auf freieren Plätzen errichtet, und der kleine

Raum vor ihnen mit seinen Bänken und Tischen aus Stein wird von einem prachtvollen Lorbeerbaum überzweigt, oder von Epheu und Wein überwölbt.

Eine solche Grotte ist ein sehr einträgliches Besitzthum, man möge sie nun verpachten oder selbst bewirthschaften. Die beiden, welche den Paradisi gehörten, waren verpachtet, und lagen auf dem rechten Ufer der Mera, unfern der Kirche von San Giovanni. Carlo ging wohl bisweilen hin, um nach dem Rechten zu sehen, aber nie a spasso, wie hier das Ausgehen heißt. Heute also nahm er seinen Weg über die Brücke, über den Schloßplatz und durch den Hof des Hospitales von San Lorenzo auf den Pratigiano, den öffentlichen Spaziergang von Chiavenna, welcher zwischen der Stadt und dem Wege nach Prata, d. h. nach dem Comersee liegt. Der Vorberg ist hier weniger steil und wild als nach Piuro zu, dergestalt, daß er fast ganz in halbe Gärten verwandelt werden konnte. An dem Fuße dieser immergrünlaubigen Lehne ist eine wahre Colonie von Grotten, die zugleich italiänisch und chinesisch aussieht, so gar bunt und absonderlich ist sie gebaut. Vorzüglich fällt eine Gruppe von ganz kleinen Grotten auf. Treppen und Gallerien verbinden sie und führen immer höher hinauf, bis sie endlich dicht unter gewaltigen Steinmassen abbrechen. An den Fenstern und vor den Thüren

sind die zierlichsten Balkone und Altane, die Wände prangen mit eleganten Herren und Damen aus dem vorigen Jahrhundert, die, köstlich frisirt, Menuet tanzen, oder in Händen, von denen Spitzenmanschetten zurückfallen, Karten oder musikalische Instrumente halten. Allerdings ist diese Pracht etwas verblichen und selbst verwischt, überall hat sich der Epheu an- und eingedrängt, und die Gesträuche sind auch nicht dahinter geblieben, denn diese Geschöpfe wissen es vortrefflich, wo es irgend eine Ritze giebt. Die Steinstufen sind durch kleine Pflanzen gesprengt worden, wie etwa eine Regierung durch Gassenjungen; genug, diese Grotten stellen und stellten selbst schon zur Frühlingszeit unsers Carlo die Vornehmheit im Verfall vor. Dennoch ging Carlo nirgends anders hin trinken; er hatte feine, elegante Naturtriebe und wollte, da er nicht in guter Gesellschaft leben konnte, dieselbe wenigstens gemalt um sich haben.

Es wohnen nicht wenig Deutsche in Chiavenna. Einer von diesen, ein junger Schuhmacher, mit welchem Carlo so befreundet war, wie seine trübselige Art es zuließ, saß mit einem fremden, noch jüngeren Manne in dem kleinen kühlen Saale, den Carlo sich ausgewählt hatte, um im kräftigen schwarzen Weine «Vergessenheit» zu trinken. Als der Schuhmacher unsern und seinen melancholischen Bekannten erblickte, rief er ihm freundlich

zu und machte ihm Platz an dem kleinen Tische. Obwohl sonst scheu vor Fremden, näherte Carlo sich doch; eine räthselhafte Anziehungskraft strömte ihm von dem unbekannten jungen Manne entgegen. Ihrer Gewalt bewußtlos nachgebend, setzte er sich neben den blonden und höchst elegant gekleideten Fremdling. Der Schuhmacher nannte ihm denselben — es war ebenfalls ein junger Schneider, aber freilich aus Berlin. Drei Jahre lang hatte er auf Reisen zugebracht, jetzt zuletzt in Mailand gearbeitet, der Schuhmacher war sein Vetter, seinetwegen wollte er Chiavenna die Ehre anthun, einige Tage hier zu verweilen. Carlo verschlang den Berliner mit allen Sinnen — war es möglich, ein Schneider und doch so fein, so gewandt, so überlegen, so vollkommen vollkommen zu sein? So könntest du auch werden — dieser Gedanke wühlte in Carlo's Gehirn. Er hätte sich vor dem Berliner niederwerfen und ihn beschwören mögen: «Nimm mich, und mache mich wie Du bist.» Der Berliner bemerkte die Verzückung des «jungen Menschen», und ließ sich huldvoll zu Carlo hinab. Niemand denkt geringer von sich als ein Italiäner — Carlo kam sich wie ein Staub vor neben dem blendenden Lichte des Berliners. Der Berliner stellte dieses Licht nicht unter den Scheffel. Wie geblendet schwankte Carlo gegen Morgen nach Hause, und wußte seiner Mutter nicht zu

antworten, als sie ihn eifrig ausforschte, ob Marianin gewollt, ob er verlobt sei. Die Mutter erboßte sich ein wenig, die Italiänerinnen verabscheuen die Trunkenheit, und die Mutter dachte an Nichts, als an einen Weinrausch. Aber sie that dem Weine zu viel und dem Sohne Unrecht — es war nicht der Wein, es war der Berliner.

Carlo schlief nicht — er phantasirte. Gegen Morgen sank er in eine tiefe Abspannung, die ihm wenigstens wieder so viel Kraft gab, um sein Lager verlassen zu können. Während er sich, noch immer betäubt, mechanisch ankleidete, klopfte es, und der Berliner kam herein.

Freundlich, zutraulich, eine schöne Schlange zu einer unschuldigen Seele.

Carlo war entzückt, und schauerte doch. Sein guter Engel berührte ihn warnend. Er achtete dieser Berührung nicht, er lud den Berliner ein, sich zu setzen.

Der Berliner nahm den Lehnstuhl am Fenster, und sah hinaus auf die ragenden Alpen. «Das seht Ihr nun alle Tage,» sprach er; «es ist groß, aber einförmig.»

«Ich möchte mehr Himmel,» erwiderte Carlo tiefsinnig.

«Es ist wahr, vom Himmel habt Ihr hier keinen

Ueberfluß,» meinte der Berliner etwas spöttisch. «Er ist eben nur ein Dach über Euern Köpfen.»

«Und ich soll immer hier bleiben,» sprach Carlo.

Ein Wort gab das andere. Der Berliner forderte Carlo auf, «ihn in das Geheimniß seiner Traurigkeit» blicken zu lassen. «Wir sind in gewisser Art Brüder,» sprach er, «ich heiße auch Karl — der gleiche Name bildet eine Bruderschaft.»

«Nur heißt Ihr Carlo der Glückliche, und bei mir heißt es: Carlo der Unglückliche,» versetzte der Chiavennosker.

Dann trug er dem Berliner die Elegie seines Schicksals vor.

Der Berliner Karl fand sie ungemein interessant. «Wenn ich Sie mit nach Berlin bringe und in meinen Kreis einführe, so werden Sie die Anbetung aller jungen Damen.»

«Ich verstehe nicht Deutsch genug,» stammelte Carlo verwirrt.

«Um sich anbeten zu lassen?» fragte Karl lächelnd. «Mein Lieber, Idole brauchen nicht zu reden. Ueberdies versteht meine Schwester Italiänisch.

«Ist Ihre Schwester schön?» fragte Carlo schüchtern.

«Sie ist, wie ich,» entgegnete Karl mit bescheidenem Selbstbewußtsein.

Carlo seufzte unwillkürlich. Der Berliner war blond, fein und weiß. Carlo stellte sich ihn als junges Mädchen vor und fühlte, daß er ihn so bis zum Wahnsinne lieben würde.

Der Berliner erkundigte sich inzwischen vornehm nach Carlo's Verhältnissen. Als er fand, daß der junge Chiavennosker mit Leichtigkeit eine ziemlich bedeutende Summe flüssig machen konnte, schlug er ihm gnädig vor, ihn nach seiner Vaterstadt zu begleiten.

«Gefällt es Ihnen, so lassen Sie sich dort nieder, nachdem Sie unsere Kunst erst wissenschaftlich studirt haben. Gefällt es Ihnen nicht, so können Sie ja immer wieder in Ihre dunklen Alpen zurückkehren, und haben dann wenigstens Berlin kennen gelernt. Berlin verdient es, kennen gelernt zu werden. Es ist der Brennpunkt der modernen Intelligenz. Paris behauptet nur scheinbar noch die Suprematie, eigentlich hat sie Berlin.»

Carlo verstand kein Wort, und war folglich verloren in Bewunderung. «O Gott, wenn ich so selig werden könnte!» sagte er mit der leidenschaftlichen Emphase, welche so schön in dem italiänischen Sprachorgan klingt. Aber sogleich hüllte sich nicht nur seine Stirn, sondern sein ganzes Wesen wieder in Schatten, und er sprach hoffnungslos: «Doch, meine Mutter und — mein Vater!»

«Ihre Mutter kann ja zu Ihnen ziehen, und Ihr Vater, nun, Ihr Vater,» setzte Karl mit dem überlegenen Lächeln der Skeptik hinzu, «der wird Ihnen schwerlich von seinem Kirchhof hier nach Berlin folgen.»

«Die Todten sind's nicht, die uns folgen, wohl aber ihre Segnungen oder ihre Verwünschungen,» sprach Carlo mit starren Augen vor sich hinschauend.

Karl redete ihm einschmeichelnd, dringend zu. Die Vorstellung, einen jungen Collegen aus den italiänischen Alpen mit sich einzuführen, wie etwa ein Reisender aus Afrika eine Hyäne oder eine ähnliche Bestie, gefiel der Eitelkeit unsers Berliners. Ueberdies wünschte er zärtlich, seiner Schwester gleich recht liebenswürdig zu erscheinen, denn sie war das herrlichste Mädchen, welches er kannte. Und wie konnte er die phantasievolle Laura schöner überraschen, als mit dem Geschenk einer so idealisch kindlichen Natur, wie sie der junge Schneider aus Chiavenna offenbarte? «Laß Deinen glühenden Geist den Pygmalion dieser noch unerweckten Seele werden,» wollte er zu Laura sagen, und um das zu können, war er hinreißend, so daß der arme Carlo von seiner Beredtsamkeit wie von Strudeln wogenden Wassers ergriffen wurde.

Wahrscheinlich hätte Karl schon jetzt das Verspre-

chen des Chiavennoskers erobert, wäre nicht die Mutter mißtrauisch hereingekommen. Der fremde Besuch gefiel ihr nicht, sie behielt ihren Carlo am liebsten unter ihrer eigenen Aufsicht. Karl erhob sich artig, grüßte verbindlich die Matrone und sagte zu Carlo mit halber Stimme: «Diesen Abend um neun Uhr auf dem Pratigiano.» — «Ich werde kommen,» erwiderte Carlo, und Karl empfahl sich.

Wie klug war Karl, indem er den Chiavennosker den ganzen Tag dem quälenden Widerstreit zwischen der neuen Sehnsucht und den Heimatpflichten überließ. Als der Abend hereinbrach, war Carlo dermaßen erschöpft, daß er dem Berliner als willenloses Opfer entgegenkam.

Der Pratigiano ist mit zwei Reihen hoher Roßkastanien bepflanzt. Unter ihrem Schatten gingen die beiden jungen Schneider hin und her, fiebernd der Chiavennosker, kühl der Berliner. Der Mond schien mächtig durch die starken Aeste. Die weißen Alpenhäupter verschwammen in den krystallenen Himmel. Was sie weiß machte, war indessen kein Schnee, sondern der Mondschein. Der Mondschein ist von wundervoller Gewalt in Chiavenna.

Der Berliner fühlte das auf ein Mal. Es kam über ihn: «Wie, wenn du den vertrauenden Menschen an dei-

ner Seite zu seinem Unglücke aus einer solchen Heimat fortlocktest?» Er blieb stehen, legte seine Hand auf Carlo's Arm und sagte: «Carlo, aber was ich Ihnen sagen muß — der Mond scheint in Berlin nicht so wie hier.»

«Ei was thut mir der Mond?» fragte Carlo ungeduldig. «Wir sind nicht geboren, um den Mond scheinen zu sehen.»

«Also ist die Natur Nichts für Sie?»

«Die Natur — wie, die Natur?»

«Diese Alpen, diese Rebengehänge, diese südliche Schönheit.»

«Und was sollte mir das sein?» fragte Carlo unschuldig.

«Sie können nach Berlin kommen,» sprach Karl lächelnd. Für sich murmelte er: «Sonderbar, daß die Italiäner so grundlos prosaisch sind.»

Es wurde abgemacht, daß Karl am nächsten Morgen in das Haus Paradisi kommen, und der Mutter den Entschluß des Sohnes eröffnen sollte. Carlo fürchtete sich, es selbst zu thun.

Da der Chiavennosker den Berliner nach Hause begleiten wollte, und der Schuhmacher unfern des Schlosses wohnte, so nahmen sie den Weg durch den alten Hof des Hospitales. Der Mond war jetzt hoch

genug, um ihn ganz zu erleuchten. Die Quadern lagen wie unter Schnee, auch drei Seiten der Arkaden waren hell, nur die, an welcher die beiden Beinkapellen sind, blieb noch im Schatten.

Karl ging gerade hier. An der ersten Kapelle schritt er rasch vorüber, bei der letzten blieb er stehen.

«Wie die Schädel lachen,» sagte er, halb übermüthig, halb schauernd.

«Sie spotten über ihre und unsere Nichtigkeit,» sprach Carlo düster. «Wenn wir einst so sein werden —»

«Dann werden wir gelebt haben,» rief keck der Berliner. Und er sang: «Andiam, andiam, mio bene!»

Am andern Morgen wußte die Mutter, daß sie ihren Sohn verlieren sollte.

Am Nachmittage ging Carlo, indem er sich in eine ihm fremde, rücksichtslose Stimmung hineingezwungen hatte, nach Piuro, um seiner Braut zu sagen, daß er das Jahr, welches sie beide noch zu warten hätten, auf Reisen zubringen werde.

Marianin nahm diese Nachricht sehr still auf. Sie wischte sich mit dem Rücken der Hand eine Thräne von der Wange, dann sprach sie: «Wenn es so ist, da ist es besser, sich gleich ganz Lebewohl zu sagen. Ihr werdet nicht zurückkommen, oder wenn Ihr zurückkommt, werdet Ihr ein Anderer geworden sein. Wenn man die

Gebräuche der Fremden gelernt hat, kann man mit einer armen Frau aus dem Vaterlande nicht mehr zufrieden sein. Reiset mit Gott. Mög' es euch in der großen, fernen Stadt besser gefallen, als in unserm armen kleinen Orte!» Damit ging sie aus dem Garten langsam in das Haus, schloß sich in ihr Zimmerchen ein und war nicht zu bewegen, noch ein Mal zu Carlo heraus zu kommen. Dieser Brautstand von drei Tagen hatte ohne Kuß begonnen und geendigt.

Die Mutter entließ den Sohn nicht so leicht. Carlo mußte noch viele Beschwörungen mit anhören, noch viele heiße Thränen auf seinem Gesicht fühlen. Endlich langweilte es ihn, und er ward rauh. Da fügte auch die Mutter sich still, und er konnte nach einigen Tagen ungestört abreisen.

Er wurde in Berlin zuerst Karl's Schüler, dann sein Compagnon und endlich sein Schwager. Laura liebte ihn außerordentlich. Carlo liebte sie weniger, als er es von sich erwartet hätte. Ihre Verfeinerung war seiner Schlichtheit gleich von Anfang an unbequem, und wurde es mehr und mehr, je länger sie mit einander das alltägliche Böse und Gute des Lebens theilten. So sehr wie auch Carlo es sich angelegen sein ließ, elegant und gewandt wie sein Schwager ward er nicht. «Du bist und bleibst ausländisch, mein Herz,» sagte Laura bis-

weilen, wenn er so recht ungenirt berlinisch thun wollte. «Ja, mir kommt's auch so vor,» antwortete er dann und fühlte sich immer so Etwas wie ein wurzelloser Baum. Bisweilen dachte er an den grünen kleinen Garten in Piuro. Marianin hatte geheirathet — das wußte er durch seine Mutter. Wie war ihr Mann, wie war sie geworden? «Ich möchte sie wohl ein Mal wiedersehen,» sagte er manchmal halblaut. «Und Chiavenna auch,» setzte er noch leiser hinzu, als schäme er sich vor sich selbst. Das Heimweh ergriff ihn stärker und stärker — er wollte es sich nicht eingestehen, aber er litt daran, fast so viel wie sonst an seiner Melancholie.

Karl errieth ihn endlich, und half ihm über die falsche Scham hinweg. «Was ist natürlicher, als daß Du Deine Mutter noch vor ihrem Tode zu umarmen wünschest? Und hätte sich selbst in Dein Herz eine Stimme von Deinen Alpen eingeschlichen, ist nicht das Vaterland heilig Land? Reise hin, Laura soll Dich sogar nicht begleiten, damit Du wieder einmal recht ungehindert Italiäner sein könnest.»

Laura war wohl nicht ganz zufrieden damit, daß Carlo ihr so plötzlich davonreisen sollte, aber der Bruder brachte sie dazu, daß sie einwilligte. «Du hast ihn nicht, wie ich, gesehen, als er an seinem Fenster den Alpen gegenüber saß; Du weißt nicht, welches trost-

losen Ausdruckes sein Gesicht fähig ist,» sprach er. «Glaube mir, Du würdest Dich entsetzen vor diesem Anblicke — lasse ihn von Dir, ehe er Dir ihn wider seinen Willen bereitet. Wenn er wiederkommt, so wird es mit dem neulebendigen Gefühl sein, daß hier seine eigentliche Heimat ist.»

Wie hätte Laura solchen poetisch ausgedrückten Vernunftgründen widerstreben können? Sie selbst war es nun, welche Carlo zur Abreise drängte, und Carlo — ließ sich nicht sehr drängen. Es war, als faßten aus dem Süden unsichtbare Hände nach ihm, um ihn mit himmlischer Gewalt in das Rebenthal zwischen den Urfelsen zu ziehen.

Carlo reiste unaufhaltsam. Als er vom Splügen die blauen Abgründe auf der italiänischen Seite sah, da ward ihm, wie ihm noch nie gewesen. «O, patria!» seufzte er.

Vergessen war Berlin und sein elegantes Bürgerthum, vergessen waren Laura und seine Kinder. Chiavenna und das Mutterhaus, und der kleine grüne Garten in Piuro, diese Bilder allein füllten seine Seele bis zum Ueberschwellen.

Als seine Mutter ihn umhalste und segnete, schluchzte er wie ein kleiner Knabe. «Es liebt mich doch Niemand so wie Ihr,» stammelte er.

Und als, mit alten Freunden auf den weinüberdachten Schloßfelsen gestiegen, er unter sich die Stadt mit der wohlbekannten Bauart sah, die ihm doch wiederum ganz neu vorkam, so sehr war sie der entgegen, an welche er sich die letzten zehn Jahre hindurch gewöhnt, als er das Gemälde von San Lorenzo erblickte, so grau, als wär' es ganz mit halbverwittertem Moose überzogen; als er die glänzenden Kastanienschatten, die fahlen Netze der Reben, die gesättigten Farben der Felsen, und über das Alles vertraut hereingrüßend die silberblauen Alpen betrachtete, da rief er überwältigt: «O, kein Land ist so herrlich, wie unser Vaterland!»

Alle Liebe, die ihn, hätte er sie einst empfunden, wohlthuend und heilbringend an den Geburtsort gebunden hätte, fühlte er jetzt, wo es zu spät war. Das machte, die Civilisation hatte ihm erst das Auge geöffnet, mit welchem er nun die Heimat sah.

Vom Schlosse wanderte er nach Piuro zu Marianin. Sie wohnte mit ihrer Familie wo sie als Mädchen gewohnt, der kleine Garten grünte wie ehedem, unter den beiden Myrtenbäumen spielten ihre Kinder. Sie empfing Carlo so freundlich und still, wie sie ihn damals entlassen, nur daß sie sich heute keine Thräne von der Wange wischte. Carlo dachte: «Wenn ich sie geheirathet hätte, so wären meine Kinder Italiäner.»

Eine tiefe Reue ergriff ihn darüber, daß er sich selbst freiwillig verbannt und so in der Heimat ein Fremder geworden. Denn das konnte er sich nicht ableugnen. Mit so viel Herzlichkeit er auch empfangen worden war, so recht wußte doch Niemand, selbst die Mutter nicht mehr, was mit ihm anfangen. Er war eben nirgends ganz zu Hause, nicht in Berlin und nicht in Chiavenna.

Er suchte sich nach bestem Vermögen in dieses Schicksal zu schicken, aber es war zu viel für ihn. Er wurde melancholischer, als er je gewesen, und schweifte sogar des Nachts einsam herum. Eine Nacht hatte er es besonders lange getrieben und fühlte sich schrecklich ermüdet. Da er eben an die große freie Treppe kam, welche zu dem Vorplatz der Kirche von Lorettino führt, stieg er hinauf und setzte sich auf der obersten Stufe nieder. Die Kirche von Lorettino ist so weiß, wie alle Kirchen um Chiavenna, hat aber ausnahmsweise zwei Thürme. Das höhlenartige Oertchen, zu dem sie gehört, liegt wie ein Steinhaufen hinter ihr. Auf dem Vorplatze, hart an der linken Ecke der Treppe, steht eine einzige Cypresse. An deren Fuß saß Carlo wohl eine Stunde lang, erkältete sich und ward in derselben Nacht noch an einer gefährlichen Entzündung krank. Drei Tage später starb er. Die Heimat ließ ihn nicht

zum zweiten Male in die Fremde. Seine Mutter fand einen Trost darin, daß er bei ihr gestorben; seine Frau war sehr unglücklich, und tröstete sich dann. Es sind drei Jahre her, daß er starb.

Chiavenna, den 25. December 1849.

# Träumereien am Sylvesterabend.

Die Einfalt ist das Nichtwissen des Bösen, die Dummheit ist das Nichtwissen des Guten.

Der Herr gebe uns wieder die Einfalt, und nehme von uns die Dummheit.

Die Dummheit ist die Sünde gegen den heiligen Geist, sagt eine geistreiche, oft verkannte und vielgeschmähte Frau, welche schon durch dieses Wort allein zu mehr wird, als das ganze gesammte Gewimmel unserer modernen Literaten ist.

Die Dummheit ist die Todkrankheit der Menschheit.

Die Dummheit, die selbst ewig unbegreifende, ist zugleich ewig das Unbegreiflichste.

Es giebt Nichts hoffnungsloser als die Dummheit.

Die Dummheit hat weder Hand noch Fuß, und will den Körper vorstellen; sie hat weder Sinn noch Verstand, und will den Geist vorstellen; sie ist Nichts, und will Alles vorstellen.

Die Dummheit ist der furchtbarste Beweisgrund des Materialismus, die stumpfe Klippe, an welcher die Schiffe unserer wichtigsten Hoffnungen leck werden können.

Die Dummheit ist das Leibkameel des Teufels, auf welchem er gemächlich und Hohn lachend durch die Welt reitet.

Die Dummheit ist das persönlich gewordene Nein.

Die Frauen werden dumm, sobald sie in der Mechanik der Gesellschaft mitarbeiten wollen. Den beiden genialsten dieser Zeit ist das jämmerlich mißglückt. Schade, daß sie so treuherzig dumm gewesen; gut, daß sie es so treuherzig gewesen; sie haben da wenigstens mit den Männern nicht die Niederträchtigkeit getheilt, sich willkürlich dumm, d. h. zu Leimruthen, an denen das Volk, dieser ewige Gimpel, hängen bleibt, oder zu Gifttropfen in die Ammenmilch zu machen, aus welcher das Volk, dieses ewige Wickelkind, seine Nahrung saugt.

Ein jedes Land fast könnte eine Walhalla der Schande errichten, hätte Leimruthen genug hineinzuhängen, Giftphiolen genug dort aufzustellen.

Diese selbstgetauften Apostel ihrer individuellen Gelüstfreiheit, diese selbsternannten Gesandten des tausendjährigen Reiches, diese unverkündigten Erlöser, diese ungerufenen Befreier, diese Sprecher — für sich selbst,

sie sind wahrlich schlimmer, als die Steinblöcke hier im Thale — denen kann man doch aus dem Wege gehen, jene wälzen sich einem unaufhaltbar in den Weg, und man muß mit Gefahr des Halsbrechens über die Barrikaden ihrer Persönlichkeiten hinwegklettern.

Wenn ihr einen Wald haben wollt, was müßt ihr da zuerst haben? Bäume. Wenn ihr eine Stadt haben wollt, was müßt ihr da zuerst haben? Häuser. Wenn ihr ein Heer haben wollt, was müßt ihr da zuerst haben? Soldaten. Ruft also nicht gleich ohne Weiteres: Republik! ruft vor allen Dingen: Republikaner!

Mir ist auf Erden bis jetzt Nichts mehr zuwider, als, en bloc, die französischen Schweizer. Jean-Jacques Rousseau ist der französische Schweizer par excellence, folglich allein mir ebenso zuwider, wie das ganze Geschlecht zusammen, aber — Gerechtigkeit muß sein — Jean-Jacques Rousseau würde, könnte er wiederkommen, die Ruthe ergreifen, um das Gezücht zu peitschen, welches in seinem Namen zu lügen wagt.

Der Absolutismus ist grausig mit einer Million Köpfe, göttlich als die Gewalt eines großen Willens. Gott gewähre meinem Vaterlande den Absolutismus des Genies.

Gewiß ist es, wenn wir Christen wären, wir wären Communisten. Christ sein bedeutet Communist sein, wozu

wäre denn sonst die Communion? Nur ist es der Communismus nicht mit Aberwitz, sondern mit Vernunft, und der ist schwer; denn es gehört dazu nicht Blut, sondern Liebe, und würden Die, welche mit dem Munde so prahlerisch bereit sind, ihr ganzes Blut zu verspritzen, Liebe genug zu einem Tropfen Wassers haben, wenn es gälte ihn den eigenen Lippen zu entziehen, um ihn auf die eines Verschmachtenden zu träufeln?

Der Wahnsinn ist der Affe der Vernunft. Von Zeitalter zu Zeitalter feiert er ein Jubeljahr. Das letzte Jahr war eines.

Und die sterblichen Geschicke sinken in die Gruft der Unermeßlichkeit. Die Sterne leuchten als Grabeslampen, bis auch sie erbleichen und erlöschen — die Sphären singen die Todtenlieder, bis auch sie ermatten und verstummen. Dann — ja, dann?

Warum kämpfen wir auf dem Sandkorn Erde? Weil wir leben. Warum thun wir den Athemzug Leben? Weil es der Wille des Herrn ist.

Der Mond steht über den Schneegipfeln, die kalt blinken in der kalten Nacht. Wir wollen das Haupt senken, beten und schweigen.

Das schrieb ich zu Chiavenna in den letzten Stunden des traurigen Jahres 1849.

# Der Adjutant am Neujahrstage.

Er kam zu mir, um mir Glück zum neuen Jahre zu wünschen. Da wir so lange hier blieben, ließ sich eine Bekanntschaft mit den im Hôtel wohnenden Offizieren nicht gut umgehen. Sie hatten, nachdem wir acht Tage hier gewesen, gegen den einen unserer beiden Wirthe ihre Verwunderung geäußert, daß Otto sie nicht begrüßen käme. Ein Preuße, ein Landsmann, ein Kamerad! Signor Botacchi ist ein feiner Piemontese — er fragte uns, ob die Herren sich am Ende nicht allzusehr wundern dürften. Wir fragten uns das auch, und doch — die Landsmannschaft lag nicht eben in unserer Gesinnung. Die Kameradschaft gefiel uns eher, als Kamerad machte Otto Besuche, und so kam es, daß der Adjutant zum Glückwunsche bei mir erschien.

Es ist ein großer, hübscher Mensch, mit jenen kolossalen breiten Schultern, welche von den Süddeutschen in der österreichischen Armee so ungemein bewundert werden.

Auch ich empfinde die gebührende Bewunderung für solche Schultern, aber ich gestehe doch, daß meine schlanken gewandten Preußen, wie ich sie in Constanz geschickt auf dem Eise herumjagen sah, mir bei Weitem besser gefielen, als mir hier die braven ungeheuren Tyroler Jäger gefallen. Selbst am Adjutanten ist zu viel Material. Man könnte aus ihm zwei unserer jungen Lieutenants machen, gewiß wenigstens anderthalb, — das heißt für meinen Geschmack etwas zu massenhaft sein.

Und nun denke man sich dieselbe Kolossalität nicht im eleganten hechtgrauen Waffenrock, sondern im grauen, schlappen, abgeschabten Mantel, nicht im goldverbrämten Federhute, sondern in der garstigen österreichischen Mütze, nicht mit Leichtigkeit auftretend, sondern sich müde und nachlässig hinschleppend, wie nach einem Tagmarsche in heruntergetretenen Stiefeln. So aber, und nicht anders, wandern die Tyroler Jäger durch die Straßen von Chiavenna.

So wenig wie möglich sehen sie aus wie eine Armee, welche gesiegt hat. Indessen der Sieg der italiänischen Armee war auch kein freudiger. Es folgte ihm keine Triumphrückkehr in die gerettete Heimat, nur ein finsterer und strenger Einzug in eine widerwillige und nur von der Furcht geöffnete Stadt.

In eine Stadt, aus welcher sie hinausgetrieben

worden, wie sie es nie vergessen werden, trotz des Versprechens, welches sie vor den Thoren des unterworfenen Mailands Radetzky darauf gegeben.

Die Sturmglocken, welche zwischen Mailand und Verona geläutet haben, sollen furchtbar gewesen sein. Betäubend, vernichtend.

Dazu Frauen und Kinder, entblößt und hülflos, Verrath hinter jeder Hecke, Haß unter jedem Dache, umher die Alpen, wie himmelhohe Kerkermauern, aus der Heimat Donner auf Donner von dem Unerwartetsten, Unglaublichsten, der Revolution in Wien: «und kein Stückel Brod,» setzt der Adjutant immer hinzu.

Wir beten nicht umsonst: gieb uns unser täglich Brod.

«Und glauben Sie denn, daß es aus sei?» fragte mich heute der Adjutant. «Es wird erst recht losgehen! Sie hassen uns noch immer, die Hunde. Und wir sind so gut gegen sie gewesen!»

«Herr Kamerad,» sagte ich lachend, «ich find's natürlich, nämlich, daß die Italiäner Sie lieber nicht hier haben möchten.»

«O, Frau Baronin, es ist aber doch rein zu ihrem Besten, daß wir hier sind. Das sollten sie einsehen.»

«Sie werden's aber nicht einsehen. Ich an Ihrer Stelle gäbe Italien hin. Jetzt, wo Sie's wiedererobert haben, können Sie's ja.»

«Wem sollen wir's denn geben, Frau Baronin?»

«Den Italiänern, Signor Ajutante.»

«Nein, das geht schon nicht. Sie brächten sich ja unter einander um. Freilich, danken werden sie's uns nicht, aber —»

Ich sagte wieder: «Ich finde das natürlich,» und ich finde es auch so. Und wenn es nach funfzig Jahren, wie einst von Neapel, von Mailand heißen sollte: «Der einundzwanzigste Aufruhr der allergetreuesten Stadt Mailand,» so würde ich auch das natürlich finden. Und wenn der Teufel in der Phantasie der Lombarden ganz ebenso erscheinen sollte, wie in dem altitaliänischen Ritterromane: «Guercino detto il Meschino», nämlich mit drei Gesichtern, eines schwarz, eines gelb und eines schwarz und gelb, und mit sechs schwarzrothgelben Flügeln, so würd' ich sogar das natürlich finden.

Der Adjutant findet Nichts in Bezug hierauf natürlich, dagegen wieder andere Dinge, die mehr außergewöhnlich sind. Die Besiegten sollen ihre Besieger lieben. Die Slaven, Magyaren u. s. w. sollen sich mit Entzücken entnationalisiren lassen. Wir Preußen sollen uns mit Begeisterung dem großen Oesterreich unterwerfen. «Als wir hörten, der König von Preußen solle Kaiser werden — ich stand gerade Wache auf dem Tonale — der Grenzpfahl, den ich dort gepflanzt, stak beinahe

ganz im Schnee, und da hieß es: die Deputation geht nach Berlin. Nein, haben wir Oesterreicher da einen Zorn gehabt!» sagte der Adjutant.

«Warum soll denn der König von Preußen nicht werden, was der Kaiser von Oesterreich so lange gewesen ist?» fragte ich trocken.

Der Adjutant saß und hielt seinen Federhut, und antwortete trotzig vergnügt: «Ja, sehen Sie, Frau Baronin, das geht nun schon nicht — wir können doch nicht unter Preußen kommen.»

«Das brauchen Sie auch nicht — Sie brauchen nur draußen zu bleiben.»

«Ja, das geht nun schon nicht — aus Deutschland können wir doch nicht heraus.»

Ich rief unmuthig lachend: «Was liegt Ihnen denn an Deutschland!» Der Adjutant hielt noch immer seinen Federhut, sah noch immer trotzig vergnügt aus und antwortete: «Ja, an Deutschland selbst liegt uns auch nix, aber's Kaiserle soll halt d'rinne befehlen.» So war meine Unterhaltung heute mit dem Adjutanten, der gekommen war, um mir Glück zum Neujahr zu wünschen.

Jetzt sitzen wir wieder allein; es ist noch Nachmittag, aber schon dunkel, weil wir der Kälte wegen nur einen Laden aufmachen können. Wie es bei drei Grad

Wärme draußen so kalt drinnen sein kann? Nun, unser Zimmer ist wie eine Kapelle und hat drei Thüren und nicht weniger als vier Fenster. Gut, daß hier nicht die neue sicilianische Fenstertaxe eingeführt ist, oder nein, nicht gut, denn wäre sie's, würden unsere Herren Wirthe, um sich nicht bankerott zahlen zu dürfen, wenigstens zwei dieser unnützen Oeffnungen zumauern lassen. Jetzt sind sie alle vier groß und breit da und würden, könnte man sie offen lassen, zwar auf jeder Seite die prachtvollsten Alpenblicke, aber zugleich trotz des thurmhohen Ofens unsern Tod vor Kälte hereinlassen. Das Zimmer ist ein ächtitaliänisches, wie Chiavenna eine ächtitaliänische Stadt. Im «Teverino» von der Sand ist eine solche geschildert — die schönste, wahrste Schilderung — Chiavenna scheint das Original dazu. Hier an der Grenze gleicht sie ganz einem architektonisch ausgesprochenen energischen Protest des wälschen Elementes gegen das deutsche. Ich bin überzeugt, wenn wir einst auf der Campagna stehen, kommt die Erinnerung an Chiavenna über uns.

Und das bin ich auch überzeugt, wenn ich einst einen eigenen Herd habe, sei es nun an einer blauen Meerbucht des Südens, sei es an einem öden Strande des Nordens, sei es selbst gar nicht am Meere, ich bleibe an dem Herde sitzen, bis ich sterbe. Es ist unglaublich, was es mir schwer wird von einer Stätte aufzubrechen,

wo ich mich nur einigermaßen niedergelassen habe. Jenseits jener weißen Gipfel, über denen wir, während sie schon in der Morgenröthe zu glühen beginnen, noch die Sterne schimmern sehen, jenseits jener weißen Gipfel liegt das Mittelmeer und ich — möchte hier den Winter verträumen und verklettern.

«Herr Kamerad, gnädige Frau,» sagt der Hauptmann von E., der nicht so ganz österreichisch, nicht so total rückwärtswollend, nicht so völlig antipreußisch wie der Adjutant, und darum mir noch etwas angenehmer ist, «Herr Kamerad, gnädige Frau, ich glaube Sie halten mich zum Narren. Was, diese verwünschten kahlen Felsen, wo man die Kinder vor den Hausthüren anbinden muß, damit sie nicht herunterrutschen — die sollen schön sein? Ihre Worte in Ehren, aber begreifen kann ich's nicht.» Der Adjutant lächelt still für sich hin — ich fürchte, wären sie nicht so höflich, sie zweifelten ein klein Wenig an unserm gesunden Verstande.

Chiavenna aber ist wirklich schön, wild-, einsam-, seltsamschön. So oft ich aus unserm Hôtel auf den Schloßplatz trete, bleibe ich gefesselt stehen. Links am Fuße des schroffen, bunten, weinüberrankten Felsens die Schloßruine mit ihren hundert offenen Fensterhöhlen, rechts in einem umgitterten Garten ein südliches farbiges Haus, vor welchem eine hohe Cypresse wächst, wei-

terhin der graue Thurm von San Lorenzo, gegenüber Felsterrassen mit Grotten — ich möchte wieder ein Mal, daß ich malen könnte. Und wenn ich, den Fuß auf sammetnem Moose, die Stirn gekühlt von Lorbeerzweigen, zwischen den durchsichtigen Kastanienkronen in das silberne Alpenduften hineinschaue, so möcht' ich, daß ich bleiben könnte.

Aber ich habe unter den myrtenüberwucherten Felsen bald genug Eiszapfen und blühende Heide gesucht, bin oft genug mit dem Monde zu dem vom Winter gefesselten Wasserfalle gepilgert, habe genug dem Winde gehorcht, wenn er wie auf Schlapppantoffeln um unsere Kapellenstube herumfuhr, habe an dem thurmhohen Ofen, im Lehnstuhl kauernd, genug gelesen.

Luigi hat die Lichter gebracht. Luigi ist ein junger, hübscher Comasker: Ich glaube, er verschwört sich in den Nächten, die er mit Freunden a spasso zubringt. Ich fragte ihn neulich; er blickte mich aus seinen länglichen Augen von der Seite an, und antwortete nicht. Ich sagte ihm: er solle kein Thor sein. Seit drei Tagen ist er merkwürdig solid geworden, und geht absolut zu Bett. «E meglio dormire,» sagt er. Sonst sagt' er: «E meglio andar a spasso.» Was die Veränderung mit seinen Grundsätzen bewirkt haben mag, weiß ich nicht. Vom Hauptmann und vom Adjutanten meint er: es

seien buonissime persone, indessen ich meine, wenn die Gelegenheit käme, diesen buonissime persone auf den Weg ins Himmelreich zu helfen, so wäre Luigi christlich genug, um es zu thun.

Und ich, ich habe eine Weile in die schwärzliche Dämmerung des Zimmers gesehen, und jetzt nehm' ich wieder die Feder, seufze ein Mal, lächle ein Mal, und schreibe:

## Vaterland.

Sag' mir, welcher Zauber flüstert,
Sonst nicht mir, nicht dir bekannt,
Jetzt so mächtig für uns Beide
In dem Worte: Vaterland?

Stände unsers Knaben Wiege
Wo der Väter Wiege stand,
Boden unter unserm Stammhaus
Wäre dann das Vaterland.

Säh' ein Dach hervor aus Bäumen,
Die gepflanzt von deiner Hand,
Unsers eignen Herdes Heimat
Wäre dann das Vaterland.

Würden dort von tausend Stimmen
Wir gerufen und genannt,
Unsrer Namen Ehrentempel
Wäre dann das Vaterland.

Könnten wir mit unserm Blute
Löschen seinen innern Brand,
Wären wir doch gut zu Etwas
Für das theure Vaterland.

Doch auf hohen Alpen deine,
Mein' am fernen Dünenstrand,
Wohnten unsrer Väter Väter,
Nicht in unserm Vaterland.

Und nicht eine Scholle Erde,
Nicht so viel wie meine Hand,
Keinen armen Grashalm nennen
Unser wir im Vaterland.

Und nur im Gebete werden
Unsre Namen leis' genannt,
Stürben heute wir, was fragte
Wohl nach uns das Vaterland?

Und gehemmt in Wunsch und Willen,
Schwergefesselt Geist und Hand,
Können wir nicht ein Mal sterben
Für das theure Vaterland.

Arm und nutzlos, krank und traurig,
Unbedurft und ungenannt,
Was sind wir dem Vaterlande,
Was ist uns das Vaterland?

Ach, ich habe keine Antwort!
Das nur hab' ich tief erkannt:
Außer seinen Grenzen lernten
Lieben wir das Vaterland.

Und dies Lied fiel mir nach dem politischen Gespräche mit dem Adjutanten ein, welcher gekommen war, mir Glück zum Neujahr zu wünschen.

Chiavenna, den 1. Januar 1850.

## Winterfahrt nach Mailand.

Das Thal hörte auf, malerisch zu sein und wurde dafür öde. Steine und keine Bäume. Graue Bewölkung. Als sie zu zergehen anfing, kamen wir gerade nach Riva. Rechts zur Seite lag der Anfang des Sees von Novate, der hier Wasser von Riva heißt, ebenmäßig eingerahmt von drei Bergen. Diese waren, der links hellblau, der rechts bräunlich, und der im Grunde himmelblau und weiß, und alle drei spiegelten sich mit glänzender Treue in der Wasserglätte. Bei Novate eine ganz ähnliche Ansicht, nur waren die Seiteneinfassungen länger und farbiger, und den Schluß bildete ein ganz rosenrother Eisberg. Auch auf die Landschaft hinter uns fielen purpurrosige Sonnenlichter — in dieser Farbe war der Süden. Der Himmel wetteiferte mit ihr an Schimmer. Die Sumpfgegend, welche folgte, schien wirklich von einem Kranz bunter Riesenkrystalle eingefaßt; aber in meiner Freude über das Wiederfinden der Südtöne traf mich

der Anblick von ausgebrannten Wohnungen, welche mit den Steinmassen auf den Feldern eine traurige Aehnlichkeit hatten. Ein Italiäner, der mit uns fuhr, sagte kurz: «Das haben die Deutschen verbrannt.» Alle Dörfer, aus denen auf die Truppen geschossen wurde, sind auf diese Art bestraft worden.

Collico liegt am See, das ist Alles. Das Schloß von Fuentes hilft mit der Romantik seiner nackten Mauern der Alltäglichkeit des Ortes Etwas auf, doch ist ein verfallenes Kastell zu wenig für so und so viel häßliche neue Häuser. Die Glocken läuteten Mittag, aber so wunderlich abgebrochen, daß es fast klang, wie zum Sturm. Otto meinte, es sei noch Angewohnheit. Ein Zug Conscribirter zog singend heran, und neugierig mit uns, als wir den Pyroscaphe bestiegen, wie im Styl der Omnibusprospekte und des Vicomte d'Arlincourt das Dampfschiff heißt. Um die Röhre herum drängten sich einige Ungarn. Ein anderer saß, in einen vaterländischen Schafpelz gewickelt, auf dem Vordertheil neben den zusammengestellten Gewehren, der Officier ging finster auf und ab. Also auch auf dem See Martialgesetz. Einer der Schiffsleute erzählte uns mit italiänischem Humor, wie sie vor zwei Jahren nicht nur noch ein ganz anderes Martialgesetz, sondern sogar Schlachten auf dem Schiffe gehabt. Er pfiff und rasselte den

Kugeln nach, duckte sich, um zu zeigen, wie man sie aufgenommen habe, und zuckte unnachahmlich mit den Augenwimpern, als Ausdruck von Erbarmen über die damaligen Zustände. Das erste Mal hab' es ihm einen gewissen Eindruck gemacht, meint' er dann, das Schießen nämlich, nachher nicht mehr. Haynau sei auch eines Tages mit ihnen gewesen, aber obgleich die Kugeln gekommen, auch nicht hinuntergegangen. Der Schiffsmann schien den General deswegen innerlich zu loben. Ihn selbst hatten die Oesterreicher so ein klein wenig gepreßt, und nie ohne zwei Mann Bedeckung ans Land gelassen. Hier zuckte der Schiffsmann die Schultern und fragte uns, was er anders habe thun können, als auf dem Schiffe bleiben? Wir gaben ihm völlig Recht, und das Gespräch endete zu gegenseitiger Zufriedenheit. Der Schiffsmann ging, die Hände in den Taschen, seinen Geschäften nach, wir betrachteten uns die abgerissenen, frierenden Ungarn. Die Söhne des schönen Steppenlandes, wo Nichts wächst, als Kukuruz und Feuerwein, sahen auf dem lombardischen See traurig entheimt aus — so möchte ich dépaysé übersetzen. Niemand achtete ihrer, außer um ihnen einen scheelen Blick zuzuwerfen — sie thaten Einem so leid! Es ist wirklich übel — auf allen Seiten soll man jetzt Mitleiden haben; man wird sich am Ende darin erschöpfen und

aus reiner Müdigkeit stöckisch hartherzig werden. Ich dachte: man muß Italien sehr lieben, um jetzt hier so in der Gesellschaft der geladenen Gewehre zu reisen. Ich wurde melancholisch unwirsch, wie der Wind war, der den See ungeduldigrippelich, und uns bei vier Grad Wärme mehr frieren machte, als wir auf dem Splügen bei einem Grad Kälte gefroren hatten. «Winter ist Winter», sagte ich zu Otto, «selbst in Italien, und nun ist gar zwiefacher Winter hier, erstens der natürliche, und dann noch ein politischer, das ist zu viel.» Ja, ich wollte sogar gegen alle See'n abgestumpft sein, und den von Como nicht anders finden, als den von Zürich. Aber in Rezzonico machte sich das alte Schloß an dem rauhen Vorsprunge so gut, Menaggio ging so sanft die Höhe hinauf, Criante war so lieblich in seinen Oelbaumpflanzungen, Villa Zerbelloni ruhte so vornehm weiß an ihrem dunkelgrünen Cap, Villa Sommariva stand so prinzlich zwischen ihren Cypressen und Pinien, Villa Balbianello war so originell durchsichtig, La Carvagnola hing so malerisch am lorberüberwucherten Abfall, daß ich mich schämte, und meinen Ausspruch dahin abwandelte: der Comersee sei schön, mannichfaltiger selbst, als der Gardasee, aber der zehnte Januar nicht gerade der geeignete Zeitpunkt, um auf ihm nach Mailand zu fahren.

Als ich zu diesem Schlusse gelangt — es ist immer

gut, zu einem Schlusse zu gelangen — fing ich wieder an, mir das Verdeck zu betrachten. Auf dem Purpurgrund, den wir zurückließen, um in schneeblaue Dunkelheit hineinzufahren, sah unser, in einen braunen Kapuzenmantel vermummte Steuermann wunderlich kapuzinerhaft aus. Barken, gleich den Plauenwagen meiner heimatlichen Provinz, mit Reifen überspannt, wogten bei den Anhaltspunkten hastig heran, und brachten uns im buchstäblichen Sinne bunte Passagiere. Auch eine Schönheit kam mit, ein ländlicher Stutzer, in brauner Sammetjacke, gleichen Hosen, offener Weste, glänzendem Hemde, schwarzem losem Tuche, weißem Hute. Dieser flog ihm ins Wasser, so daß man seinen dunklen Kopf ganz sehen konnte. Der Crociato lauerte ihm in allen Zügen. Was die Italiäner doch stehen, gehen und aussehen können! Da war ein anderer Schiffsknecht — braunsammtne Beinkleider trug auch er, aber außer ihnen nur noch ein blaues Hemd — so stand er im bloßen Kopf mit untergeschlagenen Armen am Schiffsrand, bückte sich langsam in die Barken hinab, nahm nachlässig die Sachen, welche ihm gereicht wurden, hob sie ruhig auf das Verdeck, ging dann wieder da hinunter, woher er gekommen, und immer war er ein Modell. Nun, die Maler malen ja auch immer nur Schiffsknechte und dgl. — nie elegante Herren.

Como schien mir ganz eine Stadt, wie ich sie gern mag, um ein paar Stunden darinnen herumzustreifen, eng, fest und farbig. Der Dom ragte aus ihr hervor, wie eine Felskuppe aus einem Steinfelde, und hinter ihm sprang auf einem spitzen Hügel der runde Thurm des ehemaligen Kastells in die Höhe.

Wir fuhren durch und auf die Eisenbahn, und hatten dort alle mögliche Zeit, um auf süddeutsch lange Zeit zu haben, und nebenbei wahrzunehmen, mit was für schwarzen Blicken aus den italiänischen Augen die weiße Uniform eines österreichischen Officiers angesehen wurde. Weiß und Schwarz giebt Grau, und im Grau des Himmels lauern Stürme. Behüte der Gott der Schönheit eine seiner schönsten Schöpfungen, daß sie nicht ganz untergehe in den Stürmen, nicht ganz zum Atlantis werde im Munde der Dichter, wenn es künftig noch Dichter geben soll. Mir ist's hier bang! — Als wir durch die Finsterniß des Tunnels fuhren, dachte ich in phantastischer Angst: wenn jetzt die Dolche zuckten, wie vorhin die Blicke! Albern; es denkt für den Augenblick kein Dolch daran, zu zucken, aber warum sind die Blicke so scharf, daß man bei ihnen an Dolche denken muß?

Wenn es wieder hell wurde, ward auch ich wieder klar im Kopfe, und zugleich — ärgerlich. Alle Officiere

rauchten, als müßten sie den Zug befördern helfen, und alle Fenster waren so fest verschlossen, wie einst die Pandorabüchse. Nur ward die leider aufgemacht, und die Fenster blieben leider zu. Ich war schon im Begriff, aufs Neue an meine alte Naturgeschichte des Oesterreichers zu denken, nach welcher der Oesterreicher selbst im Schlafe rauchen sollte, da fielen mir meine artigen Jägerofficiere in Chiavenna ein. Die rauchten immer nur ganz gemäßigt, ich ging in mich, ließ die Oesterreicher in Ruhe und kam hier in Mailand und im Pozzo an.

Nie sprach ein Mensch wahrer, als Karl IX. von Frankreich, da er die Häuser die Gräber der Lebendigen nannte. Mir ist's just zu Muthe, als säße ich in einem der seligen Pozzi des Dogenpalastes, und ich seufze aus dem tiefsten Herzen: «Es sollte niemals Winter sein!»

Nein, es sollte niemals Winter sein, nicht nur in Italien, sondern in der ganzen Welt nicht. Der Winter ist der Belagerungszustand der Natur; kein Spatz, der Gassenjunge unter den Vögeln, erlaubt sich, naseweis zu sein; den Störchen ist das Recht der freien Versammlung genommen; allenthalben herrscht Stille, Alles kriecht nicht nur um Mitternacht, sondern um 4 Uhr zu Neste, die Hasen, wo nämlich noch welche sind, stellen die politischen Flüchtlinge vor, auf die ohne Rast gefahndet

wird, die Eulen, die unzufriedenen Denker, lassen in der Nacht schaurige Prophezeihungen hören, nur das Stallvieh, die vernünftige Bürgerclasse, befindet sich wohl, indem es warm steht und in Ruhe fressen kann.

In einem der vielen tausend deutschen, verschollenen Romane, im Zauberringe, wird dem Ritter Ott von Trautwangen eine Geschichte erzählt, die lautet gar lieblich von der mailichsten Blüte im lieblichen Mailand. Der gute Fouqué, der angebetete Sänger meiner funfzehn Jahre — bei ihm scheint in Italien immer die Sonne, während es bei Wieland nicht in Italien allein, sondern auch in Spanien, im Orient, in Aegypten, genug, überall, sogar im Feenlande immer schneit. Wieland hat Recht, wenigstens was Italien betrifft. Der Schnee liegt hier fußhoch, wird von dem braunsten und pittoreskesten Proletariat, welches sich einzubilden der keckſten Phantasie möglich wäre, auf kleine Eselwagen geladen, und von diesen schwermüthigstattlich aus der Stadt geführt. Ein schönes mailiches Mailand — danke gehorsamst!

Bleiben müssen wir indessen einstweilen hier doch. Ich fürchte, im ganzen Süden ist man eben nur auf den Süden eingerichtet, und ich fürchte weiter, der ganze europäische Süden ist eben nur eine süße Einbildung früherer Dichter, bis zu dieser Stunde mit der bisherigen

frommen Ehrfurcht vor Ueberlieferungen geglaubt. Ich bin jedoch zu sehr die Tochter der Gegenwart, der Gegenwart, welche gar nicht mehr anders schreibt, als mit einem Fragezeichen hinter jedem, auch dem einfachsten Satze — ich zweifle am Süden in Europa. George Sand hat in Majorka, Ida Hahn in Neapel, ein Russe in Florenz, und ein Engländer in Cadiz gefroren — ich zweifle am Süden in Europa und zufolge dieses Zweifels bleiben wir in Mailand, wo man noch weiß, was ein wirklicher Ofen heißt.

Aber was wollen wir hier machen? Einen Roman schreiben? Lieber Himmel, die Welt braucht jetzt keine Romane — sie sitzt nicht behaglich im Lehnstuhl, eine Lampe und so und so viel freie Stunden vor sich, sie läuft ängstlich auf dem Markte herum und fragt in jeder Minute: «Was wird's geben? was wird's nur wieder geben?» Also jetzt einen Roman kritzeln hieße Tinte, Zeit und Mühe verschwenden, aber, aber, aber was wollen wir hier in Mailand machen?

Mailand, den 15. Januar 1850.

# Marliani.

Ich will keine musikalische Novelle schreiben. Erstens bin ich jetzt nicht in der ächten Stimmung für Musik. Sie hat über meine Seele jetzt nur die Gewalt, ihr Sehnsucht nach sich einzuflößen, aber nicht die, sie zu erfüllen. Die Zeit erfüllt meine Seele, und die Zeit ist das Gegentheil der Musik, nämlich maßlos. Selbst mit meinem lieben und liebenswürdigen Professore Alberto Mazzucato, so ganz Musiker er auch ist, wovon sprechen wir in den Pausen zwischen dem Studium des Legirens? Von den Fragen der Gegenwart und von den Fragen der Zukunft. Ach, ich wollte, diese Fragen wären endlich ein Mal auf irgend eine Art gelös't und man könnte wieder dichten, musiciren, leben!

Das ist mein erster Grund, warum ich keine musikalische Novelle schreiben will; mein zweiter ist der, daß ich es so unendlich schwer finde, musikalische Literatur zu machen. Es genügt dazu keinesweges, daß man Genie

habe — ich erinnere nur an die «Musikalischen Leiden und Freuden» unsers Meister Ludwig — es kann gar nicht unmusikalischer geschrieben werden, wie Tieck es darin gethan. Um von Musik schreiben zu können, muß man das Abc der Musik wissen, muß entweder in den Fingern oder in der Kehle die Tonleiter haben, muß die Musik nehmen können als Opium, welches einen in himmlischen Träumen der Erde und ihrem Elend entrückt, muß mit einem Worte Dichter und Virtuos zugleich sein. Ich kenne nur zwei Federn, die mir zu Dank von Musik geschrieben haben — Hoffmann's zuerst, und dann die der Sand, früher in Rose und Blanche, jetzt in Consuelo. Still, daß ich es nicht vergesse: das Leben der Malibran von der Gräfin Merlin ist so gut wie ein musikalischer Roman, aber die Gräfin Merlin war auch eine Sängerin trotz der Malibran. Nun kenne ich zwar auch so ziemlich die Töne als Buchstaben, habe ebenfalls die Tonleiter in der Kehle und in den Fingern und gebe es keineswegs auf, einst eine musikalische Novelle oder einen musikalischen Roman zu schreiben. Aber jetzt kann ich es nicht, denn ich bin jetzt nicht in der Musik und die Musik ist nicht in mir, und so fehlt mir die dritte oder lieber die höchste Befähigung zum literarischen Virtuosenthum oder zur Virtuosenliteratur.

Nachdem ich diese lange Einleitung geschrieben,

sehe ich auf ein Mal, daß sie ganz unnütz ist. Was ich erzählen will, ist keine Novelle, es ist eine einfache, wahre Geschichte, welche der Maestro mir gestern erzählte, als ich die wunderschöne Canzonetta, welche Marliani dem Prinzen Belgiojoso gewidmet hat: odi d'un uom che muore, gesungen hatte.

«Armer Marliani,» sagte Alberto Mazzucato, mit der Innigkeit, welche in den weichen italiänischen Stimmen oft so schön klingt, «armer Marliani — es war ein so guter Junge!»

«Armer Marliani!» sagte auch ich, als ich dem Maestro zugehört hatte.

Was der Maestro mir erzählte? Was hier folgt.

Es war vor zehn oder funfzehn Jahren. Die Scala war nicht, wie ich sie vor einigen Tagen gesehen habe, ein halbdunkler Saal, in welchem etwa sechs Logen halbvoll sind, während zwanzig oder dreißig österreichische Offiziere sich bemühen, ein enthusiastisches Parterre vorzustellen — nein, die Scala war noch einer der glänzendsten und der gefährlichsten Orte selbst für die ersten Künstler und das hauptsächlichste, oder man kann es wohl dreist aussprechen: das einzige Interesse der Mailänder Gesellschaft.

Die Signora Giulia — ihren Familiennamen will ich nicht schreiben, möge man ihn errathen, er ist bekannt

und gefeiert genug — die Signora Giulia war in jener Zeit aus dem Conservatorium unmittelbar auf die Scala gekommen, und zwar gleich als Primadonna. Sie war als Sängerin, was eine Schülerin des Conservatoriums eigentlich sein muß, außerdem war sie eine wunderschöne Frau. Ich nenne sie Frau, obgleich sie nicht verheirathet war; was das Mädchen ausmacht: die Unwissenheit, die Schüchternheit, die Naivrtät, alle die passiven und negativen Eigenschaften können bei einer Künstlerin von vornherein nicht stattfinden — eine Künstlerin darf nicht neu sein — ein Mädchen darf nichts Anderes sein, folglich muß eine Künstlerin, soll sie als solche anerkannt werden, gleich als Frau auftreten.

Giulia trat auf, wie sie mußte, und machte einen allgemeinen und blitzgleichen Eindruck, wenn auch vielleicht noch mehr durch ihre seltene Schönheit, als durch ihre Stimme. Die Stimme war nicht unvergleichlich, man hatte Sängerinnen gehört, die ebenso gesungen, aber man schwor, man habe noch nie eine so unvergleichliche Sängerin gesehen.

Giulia war Mailänderin und daher eine Ausnahme. Denn was die Mailänder durchgängig zu ungewöhnlich schönen Männern macht, die strengen, geraden, scharfgezeichneten Züge, die statuenhafte Unbeweglichkeit des Ausdruckes, die bleiche Färbung unter den dunkeln

Schatten des Haares, endlich das glänzende, kalte, stechende Auge, das macht die Mailänderinnen meinem Geschmacke nach zu unschönen Frauen. Vielleicht würden sie schön sein, wenn Alles an ihnen um Etwas weicher wäre. Bei Giulia wenigstens war es der Fall; sie hatte den niederschmetternden Blick der Mailänderinnen, aber das Auge selbst war sanfter geschliffen; die Umrisse waren die mailändischen, aber sie waren zarter, schwebender gehalten; die Farbe war bleich, aber zugleich warm, nur der Ausdruck war ganz derselbe, ebenso unbeweglich, ebenso kalt, ebenso unwandelbar. Doch das störte gerade in Mailand nicht, und man pries Giulia als vollendete Schönheit.

Gefeierte Sängerin und erste Schönheit — eine Frau auf diesem Piedestal von zwei Stufen muß kokett oder stolz werden. Giulia war Italiänerin, sie wurde stolz — die Italiänerinnen sind nicht kokett.

Aber stolzer als die andern Frauen sind sie, und Giulia war noch stolzer als ihre Landsmänninnen gewöhnlich. Sie nahm ihre königliche Stellung ernsthaft. Sie wurde nicht berauscht von der Welt von Weihduft, welche täglich vor ihr brannte, sie blieb kühl und besonnen, aber sie genoß die Opfer darum nicht minder, ja noch mehr als eine Frau, die sich dem Entzücken, divina angerufen zu werden, mit feurigem Herzen hingegeben hätte.

Ob Giulia überhaupt im Besitz eines Herzens war? Diese Frage wurde unter den jungen Mailändern häufig und leidenschaftlich aufgeworfen, aber nie befriedigend gelöst. Erlaubte man sich, was wohl geschah, Giulia selbst darum zu befragen, so antwortete sie höchst gelassen: «O ja, ich habe ein Herz, und ich gedenke auch es zu behalten.»

Gegen diesen Eigenthumssinn erhoben die jungen Anbeter höchst geräuschvolle Einwendungen. Sie schworen, ihr nicht glauben zu können, wenn sie ihnen das Herz, dessen sie sich rühme, nicht zeige. Giulia erwiderte höchst sorglos: «Es sei ihr ganz einerlei, ob sie an ihr Herz glaubten oder nicht.» Sie ließ sich in ihrem Phlegma nicht stören, studirte ihre Rollen, vervollkommnete ihr Spiel und ihre Stimme, hatte kaltblütig Capricen, war mit Ruhe unvernünftig, machte mit dem natürlichsten Aussehen, das möglich war, die überschwenglichsten Ansprüche, dankte nicht für die Erfüllung derselben, war unempfindlich gegen die Huldigungen, die sie verlangte, nahm ohne die mindeste Erkenntlichkeit die Anbetung an, die man ihr zollte, und sah nach wie vor halb Mailand zu ihren Füßen.

In Italien ist die Musik, was bei uns die Literatur ist. Ein junger Mann, sei er aus welcher Sphäre er wolle, der sich bemerkbar machen will, schreibt nicht wie

bei uns einen Roman, ein Drama, einen Band Gedichte, er componirt eine Oper, eine Cantate, eine Folge von Canzonetten. Statt von den Schriftstellern spricht man von den Maestri. Marliani war ein Maestro und hatte gleich vielen Andern Zutritt bei der Sängerin. Aber ungleich vielen Anderen, die sie nur anbeteten oder begehrten, liebte er sie und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er seine Liebe so lange in sich selbst verschloß, bis sie, übermächtig geworden, sein Schweigen zersprengte.

Giulia hatte sehr viel gesunden Verstand, erkannte in Marliani den ächten Liebenden und schätzte seine Liebe nach ihrem Werthe als das einzige wahre Gefühl, welches ihr bisher angeboten worden. Doch es zu erwiedern fühlte sie sich nicht geneigt. Eine Liebe, welche sie empfände, würde sie stören, meinte sie. Man könne nicht zugleich an seinen Geliebten und an sein Studium denken, und das Studium sei für sie jetzt noch zu nothwendig, um es leichtsinnig aufzugeben. Nachdem sie dergestalt die Vor- und Nachtheile des Anerbietens abgewogen, welches Marliani ihr von seiner Person und seiner Zukunft gemacht, ertheilte sie ihm freimüthig und freundlich ihre ablehnende Antwort. Sie versicherte ihm, daß sie ihn zum Geliebten angenommen haben würde, wenn es in ihren Wünschen läge, sich durch das Herz zu binden. Da sie sich frei glücklicher fühle, könne sie ihm nur

für die ihr ausgedrückten Gefühle danken, und ihn bitten, ihr nach wie vor Freund zu sein.

Marliani drang wenigstens auf eine Hoffnung für spätere Zeit. Er gelobte ihr, mit seiner ganzen Liebe unverändert auf die ihrige zu harren, wenn sie ihm nur nicht auf immer Nein sagen, ihm nur die Möglichkeit lassen wolle, sie einst zu gewinnen.

Giulia war noch jung und unverdorben genug, um es mit ihrem Entschlusse, stets frei zu bleiben, ehrlich zu meinen. Sie wiederholte ihm, daß sie nie ein Verhältniß dieser Art eingehen werde, sondern einzig ihrer Kunst zu leben gedenke. Marliani glaubte ihr und glaubte ihr nicht, je nachdem er in Verzweiflung oder im Voraus eifersüchtig auf den künftigen unvermeidlichen Liebhaber war. Giulia, gutmüthig, wenn sie überhaupt an Andere dachte, betrübte sich, daß Marliani sich nicht finden wollte. Vielleicht würde es sie verdrossen haben, wenn er sich gefunden hätte, doch dergleichen Spitzfindigkeiten des Gefühles erörterte sie nicht weder mit sich noch mit Andern. Sie glaubte aufrichtig zu wünschen, daß Marliani sich zufrieden gebe, und redete ihm in dem Sinne vielfach mit großer Geduld zu.

Marliani konnte bei dem besten Willen nicht anders, als sich höchst unglücklich fühlen, und weinte und wehklagte mit der zwiefachen Kindlichkeit des Italiäners

und des Künstlers. Es kam so weit, daß Giulia ihm untersagte, ferner zu ihr zu kommen. Das war mehr, als Marliani aushielt. Alle Freunde, die er mit der Sängerin gemeinschaftlich hatte, wurden von ihm mit Bitten um ihre Verwendung bei Giulia bestürmt, und Giulia hörte mehrere Tage hindurch von Nichts, als von dem armen Marliani und seinem Schmerze. Sie geberdete sich gelangweilt und ungeduldig, im Geheimen aber war sie angenehm geschmeichelt und ließ sich nur bitten, um noch mehr gebeten zu werden. Ohne es zu wissen, hatte sie sich an Marliani gewöhnt; seine Gegenwart fehlte ihr; sie vermißte die Belästigung dieser unermüdlichen Liebe. Sie schien endlich aus Ueberdruß nachzugeben und gab aus eigener Ungeduld und Sehnsucht nach. Als Marliani zum ersten Mal wieder in ihr Zimmer sah, noch zweifelnd, ob es ihm auch wirklich erlaubt sei, hereinzukommen, empfing sie ihn auf eine aus Freude und Verdruß gemischte Art, die einer schon ziemlich starken Neigung merkwürdig ähnlich sah. Marliani ward es gewahr und vermochte sich kaum zu fassen. Er fürchtete, daß Giulia ihm nicht verzeihen würde, sie errathen zu haben. Wie gut für ihn, wäre diese Furcht stark genug gewesen, um ihn im Schweigen zu erhalten. Aber er liebte und glaubte zum ersten Male, sich mit Glück schmeicheln zu dürfen; Liebe und Eitelkeit sind die

beiden geschwätzigsten Leidenschaften, die es giebt. Marliani brach mit seiner Hoffnung aus, daß Giulia jetzt anders gegen ihn gesinnt sei; Giulia sah ihn groß an und zeigte ihm dann mit einer theatralischen Handbewegung die Thür. Ein blos Verliebter würde bei dieser Geberde aus der tragischen Oper unwillkürlich gelacht haben; Marliani stürzte davor auf den Boden nieder wie ein Verbrecher. Er schleppte sich zu Giulia hin und wollte ihr Kleid anfassen, sie stieß ihn mit dem Fuße von sich. Wäre er ihr gleichgültig gewesen, sie hätte seiner jetzigen Erniedrigung seine Anmaßung verziehen; sie liebte ihn genug, um ihn zu hassen und zu verachten. «Du liebst mich,» ist ein übles Wort in dem Munde eines Mannes; es ruft in der immer zum Aufruhr bereiten Natur des Weibes unfehlbar einen Widerstand hervor. Hat die Liebe schon Muth gefaßt, kann sie ihn überwinden; hat sie sich aber noch nicht bekannt, ja, sogar sich selbst noch nicht recht erkannt, so wendet sie sich aufgereizt gegen den Geliebten und verleugnet sich und ihn.

Giulia rief Marliani zu, daß sie ihn verabscheue, daß er ihr der gleichgültigste der Menschen sei, daß sie ihn immer nur geduldet, wie man einen Hund dulde. Die Italiänerin ist ein nordischer Vulkan: Eis außen, Flammen innen. Marliani wiederholte: «Ich will sterben — ich will sterben.» — «Stirb,» rief Giulia dazwi-

schen, «wenigstens wenn du in der Erwartung meiner Liebe gelebt. Ich werde dir im Tode noch nicht vergeben, daß du dich erfrecht, dir in meinem Namen ein Geständniß machen zu wollen.» — «Dein Geständniß?» rief Marliani nach; «hättest du denn je eines für mich gehabt?» Sie sah ihn einen Augenblick glühend und durchbohrend an; dann sprach sie heftig: «ich will dir's sagen — es soll deine Strafe sein — ja, ich hätte dich einst geliebt und hätte dir's auch gesagt.» Mit einem wilden Aufjauchzen war Marliani bei ihr, umschlang sie wie auf immer; sie schlug ihn ins Gesicht; er schrie rasend auf, schleuderte sie von sich und stürzte hinaus.

Dieses Mal suchte er nicht die Vermittelung der Freunde. Er tobte gegen Giulia, er stieß Verwünschungen gegen sie aus, er verleumdete sie, nicht in ihrem Rufe, das konnte er nicht, aber in ihrem Herzen, in ihrer Seele.

Giulia erfuhr schnell genug, daß sie gelästert werde, wo sie kaum noch vergöttert worden war. Nur weise Menschen verlieren mit Ruhe, nur leichtsinnige mit Unbekümmerniß, tüchtige, die zugleich noch naiv sind, wollen behalten was sie haben. Der Gedanke, Marliani wirklich aufzugeben, war der Sängerin nicht einen Augenblick gekommen. Sie hatte Marliani weggejagt, doch nur wie einen treuen Hund, von welchem man weiß,

daß er am nächsten Morgen wieder an der Thür kratzen werde. Sie hatte ihn geschmäht und gemißhandelt, aber er hatte weder der Schmähungen noch der Mißhandlungen achten sollen. Als er zuerst ausblieb, empfand sie einen Grimm, wie ihn der Herr eines weggelaufenen Negers empfinden mag. Wie, dieses Ding, welches Marliani hieß, wagte sich gegen Giulia zu empören? Sie sagte zu ihren genaueren Freunden, daß sie es nicht fasse. Sie sagte es lachend, aber es war das Lachen des wüthenden Herzens. Die Freunde brauchten nicht zu rathen, um zu wissen, wie die Sachen sich gewandt hätten; sie redeten Marliani zur Wiederkehr zu, versprachen ihm den besten Empfang. Er verweigerte jeden Schritt, prahlte mit der Freiheit, die er errungen, mit der Gleichgültigkeit, in welcher er sich von seiner langen Raserei erhole. Man glaubte ihm nicht, aber man konnte ihn nicht bewegen, neue Versuche zu machen. Giulia erfuhr dieses Alles — was erfährt man nicht, wenn es einen irgend verletzen kann? Giulia hatte genug Ehrgefühl, um sich nicht verletzt zu zeigen, aber sie war es bis in das Innerste ihres Stolzes. Sie zweifelte an sich selbst. Wenn Marliani sich von ihr losgerissen, welcher Anbetung war sie noch sicher? Konnte sie nicht morgen vernachlässigt von Allen und in kurzer Zeit vergessen von Allen dastehen?

Sie verlor die Sicherheit, mit welcher sie bisher geherrscht. Sie machte Anstrengungen, die nicht nöthig waren und daher gerade das Entgegengesetzte von dem hervorbrachten, was sie hervorbringen sollten. Giulia gefiel immer weniger, je mehr sie nach Gefallen haschte; was früher von selbst gekommen war, entwich ihr jetzt, wo sie es verfolgte. Das Meer, wie in Mailand sehr schlagend die Menge heißt, trug sie nicht länger zu den Triumphen, welche auf diesem glänzenden und rauschenden Wege zu erreichen sie gewohnt gewesen war. Marliani, der sie ebensowenig jetzt als den Gegenstand seines Hasses aus den Augen verlor, wie einst als den seiner Liebe, zählte jede Stufe, die sie von der goldenen Treppe des Ruhmes herabgedrängt wurde, mit einer Lust, wie sie nur der hassende Liebende kennt. Er lauerte auf den Augenblick, wo sie ganz unter den Gewöhnlichen verschwinden würde. Dann wollte er sich ihr nahen, sie demüthigen, indem er sie wieder erhob, sich sättigen mit Rache, indem er der Erbarmungslosen Erbarmen zeigte.

Die Leidenschaft, welche die beiden Hälften der Menschheit einander entgegenführt, wird fast immer zu einem moralischen Zweikampfe der männlichen und der weiblichen Natur. Welche am häufigsten siegt, davon handelt es sich hier nicht, nur davon, daß in diesem besondern Fall der Sieg der weiblichen Natur blieb.

Giulia erhob sich aus ihrer Erniedrigung und stieg höher als je. Der Rausch trat wieder ein, die Sängerin konnte wieder wählen, wen sie wollte. Sie wählte nicht, sie wollte nur Marliani; sie liebte ihn, und erwartete ihn, um ihm sagen zu können: «Ich bin dein.»

Aber Marliani kam auch jetzt nicht. Es machte ihn wie toll, daß Giulia abermals und jetzt entscheidend auf eine Höhe getreten war, welche er ewig nur mit Anbetung erreichen konnte. Was er ihr nie mehr zu bieten wild entschlossen war, das war das Einzige, was er ihr noch bieten durfte. Seine Rache, sein Erbarmen — er verhöhnte sich selbst, daß er die Möglichkeit gedacht, an dieser mächtigen Schönheit Rache und Erbarmen auszuüben, er verachtete die Ohnmacht, welche er fühlte, er verachtete sich selbst.

In dieser Zeit that ihm ein Freund, eine jener guten Seelen, die immer die Hände im Besten ihrer Freunde haben wollen, einen Vorschlag, den Marliani sonst mit Entrüstung von sich gewiesen haben würde, dem er aber jetzt in der Zwecklosigkeit seines Daseins ein begieriges Gehör schenkte. Wie man erräth, handelte es sich um eine Heirath. Eine gute Familie, ein hübsches Mädchen, eine hübsche Aussteuer — der Freund stellte Marliani vor, daß er gar kein besseres Geschäft machen könne. Marliani fand das auch und beauftragte den Freund,

die nöthigen Schritte zu thun. Er selbst wollte so wenig wie möglich Mühe haben, ein billiges Verlangen, wenn man den Begriff eines Geschäftes festhält. Da er mit der Familie schon recht gut bekannt war, und sich gegen das junge Mädchen immer mit der Freundlichkeit betragen hatte, die in seinem ganzen Wesen lag, so kam die Erfüllung seinen Wünschen auf halbem Wege entgegen, nur daß die Mutter sich vor der förmlichen Einwilligung eine vertrauliche Unterredung erbat, um ihn über sein Verhältniß zu Giulia zu befragen. Marliani verbarg Nichts von dem, was er gefühlt; was er noch fühlte, wollte er sich selbst nie eingestehen, folglich darf er nicht zu scharf getadelt werden, wenn er es gegen die fragende Mutter gänzlich leugnete. Daß er nie Giulia's Geliebter gewesen, konnte er der Wahrheit gemäß betheuern, und somit war auch das letzte Hinderniß der von beiden Seiten gewünschten Verbindung gehoben und Marliani der Verlobte eines hübschen, liebenswürdigen, aber, leider, unbedeutenden Mädchens.

Ob seine Braut ihn seiner ersten Leidenschaft abgewonnen hätte, wenn sie bedeutender gewesen wäre? Vielleicht; schwer indessen wäre es für jedes junge Mädchen gewesen, in der Vergleichung mit dem vollendeten Weibe Giulia den Preis zu erringen. So aber, wie seine Braut wirklich war, verglich Marliani sie gar nicht

erst mit Giulia. Sterbliche und Göttin, so erschienen ihm die beiden Frauen, von denen die eine für ihn war, während er für die andere war.

Unglücklicher Weise faßte trotz seiner sichtlichen Lauheit seine Braut eine lebhafte Neigung zu ihm. Es sollte in dieser Geschichte kein Unglück fehlen, weder das des Mannes, noch das der Frau. Marliani ward durch die Wahrnehmung des Eindruckes, den er wider Willen gemacht, innerlichst verstimmt. Geliebt von seiner Frau sein, während er sie nicht liebte, dünkte ihm schrecklich. Dennoch wagte er nicht die Hochzeit zu verzögern. Sobald er sich ein Mal gebunden wissen würde, hoffte der arme Thor, würde er sich auch mit dem Herzen zu schicken lernen, nicht blos äußerlich. Er wurde getraut und während des Hochzeitmahles war er buchstäblich dem Wahnsinn nahe. Einer Andern angehören zu sollen, während er mit Seele und Sinnen noch ganz und einzig Giulia's war, dünkte ihm auf ein Mal ungeheuer und lächerlich zugleich. Er benutzte das Aufstehen, um aus dem Hause seiner Schwiegereltern zu verschwinden und nach dem Giulia's zu stürzen. Giulia wußte, was für ein Tag war; sie lag, mit Verwünschungen gegen Marliani und sich selbst auf den Lippen, bleich, zerstört und thränenmüde auf dem Bette, als der Geliebte hereindrang. Das Kammermädchen hatte ihn nicht zurückhalten können. Giulia

fragte nicht, erschrak nicht, zweifelte nicht — sie jauchzte, sie lachte, sie weinte — sie hatte ihn. «Ich bin dein!» rief er. «Und ich dein!» antwortete sie. Sie gelobten sich einander, sie achteten Welt und Gesetz gering, Nichts sollte sie trennen. Nur für diese Nacht trennten sie sich nach der Stunde, welche sie, wie sie wähnten, auf ewig verbunden. Auf Giulia's Ruf sollte kein Schatten fallen, so wollte es Marliani, und Giulia — am Ende auch. Wie es oft geschieht, wenn man gar nicht daran gedacht, sich zu verbergen — er war völlig unbemerkt zu Giulia gelangt, denn ihr Haus war wohl der letzte Ort, an welchem man den eben Vermählten vermuthen konnte. Ohne gesehen zu werden verließ er sie auch wieder und erreichte seine Wohnung. Das Haus seiner Schwiegereltern betrat er nicht mehr, seine Frau hatte ihn am Hochzeitstage zum letzten Male gesehen. Er bat sie schriftlich in eine Trennung zu willigen, ohne einen andern Grund anzugeben, als «sein Unglück.» Er klagte sich bitter an, daß er ihr Leben gestört; sie enthielt sich jeder Klage und lebte fortan in stiller Einsamkeit. Marliani hatte in ihr sein wahres Glück verlassen.

Giulia war durch einen Contract an Mailand gebunden, sie brach ihn und reiste nach Paris. Marliani folgte ihr einige Wochen später und lebte mehrere Jahre mit ihr im genauesten Verhältnisse. Wie früh und was

für Enttäuschungen er darinnen gefunden, sagte er nie; daß es kein dauerndes gewesen, offenbarte sich durch Marliani's Rückkehr ohne Giulia. Sie konnte nicht nach Mailand kommen, das ist wahr, denn dem Direktor der Scala war ein beträchtlicher Schadenersatz zuerkannt worden, und daß Giulia den nicht zu bezahlen wünschte, wer mag es ihr verdenken? Aber Marliani hätte bei ihr bleiben, oder doch wenigstens wieder zu ihr zurückkehren können — er that Beides nicht — die Sängerin, welche inzwischen europäisch berühmt geworden, war nicht länger seine Giulia.

Er blieb einige Jahre in Mailand, ohne sich darum seiner Frau zu nähern. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution verlegte er seinen Wohnsitz nach Bologna, und auf den Mauern dieser Stadt fiel er bei der Belagerung durch die Oesterreicher.

So erzählte mir Alberto Mazzucato, als ich gestern die Canzone gesungen hatte:

Odi d'un uom che muore,
Odi l'estremo suon.

Mailand, den 30. Januar 1850.

# Der Carneval.

Es ist Sonnabend nach Aschermittwoch und der letzte Abend des ambrosianischen Carnevals.

Der Carneval war sehr schön. Heute Morgen kamen die drei Kleinen des Cafetiere gegenüber, um, ritterlich angethan, mit schwarzen Papierlarven vor den frischen Gesichtern, den Kleinen im Pozzo zu besuchen. Jetzt eben in der Abenddämmerung sah ich Etwas funkeln, und es war ein phantastisch-beflittertes kleines Mädchen. Die Masken des Mailänder Carneval von achtzehnhundertfunfzig. Verflossenes Jahr ist es noch trauriger hergegangen — da hat sich nur ein einziger kleiner Knabe verkleidet und zwar als Schornsteinfegerjunge.

«Mütti,» sagte ich, «über's Jahr muß es besser sein.» Mütti machte eine der Mienen, mit denen er andeutet: «die Welt wird's schon noch sehen, was wir im Stande sind.» Wir will sagen: wir Ticinesen. Der

Pozzo ist nämlich ganz ticinesisch. Alles: Herr, Frau, Sekretair und Kellner, ist aus ein und demselben Paese am Lago maggiore, unweit der piemontesischen Grenze. Man schießt dort Gemsen auf den piemontesischen Alpen und ißt geröstete Kastanien in frischer Milch. So viel vom Paese.

Und Mütti? Wer und was ist Mütti?

Mütti heißt eigentlich Mutti; es ist nur Mailänder Dialekt, wenn man ihn Mütti ruft. Außerdem heißt er noch Ambrogio, das ist sein Taufname, und mit diesem seinem Taufnamen und jenem seinem milanesirten Familiennamen zusammen ist er der Piccolo des Pozzo.

Der Piccolo ist den ächtitaliänischen Gasthäusern eigenthümlich. Man ist Piccolo, wenn man noch nicht Cameriere ist, gerade wie man Fähnrich ist, bevor man Lieutenant wird. Logischer Weise hat der Piccolo mehr Arbeit und weniger Lohn als der Cameriere, aber dabei auch noch die Hoffnung, Cameriere zu werden, und ist die Hoffnung nicht immer mehr als der Genuß selbst? Ist übrigens der Piccolo noch klein, so giebt der Cameriere ihm Püffe — die anzunehmen gehört mit zu seiner Stellung im Hause. Sollte durch Zufall der Cameriere kleiner sein, als der Piccolo, so beschützt der Cameriere den Piccolo blos. Hier im Pozzo findet dies letztere Verhältniß Statt, denn Mütti ist fast noch ein

Mal so lang, als Leone, der Cameriere, dabei aber voll von Ehrfurcht vor Leone. Leone ist einundzwanzig Jahr, Mütti erst achtzehn, Leone trägt täglich schwarze Atlascravatten, Mütti bindet nur bei den höchsten Gelegenheiten eine um, Leone besucht die Oper, Mütti nur die Messe, Leone hat ungemeine Sprachkenntnisse, philosophirt über Etymologie, erklärt pays de Vaud aus pied de veau und Zürich aus Zuruck, Mütti versteht sogar nicht, daß crême fouettée crema battuta bedeutet — Mütti kennt sich und Leone und ist voll von Ehrfurcht vor seinem Vorgesetzten.

Beide, der kleine Große sowohl, wie der große Kleine, sind leidenschaftliche Schweizer. Leone ist im Sonderbundskriege freiwillig eingetreten, Mütti bereitete sich, als neulich wieder ein Mal vom Einrücken Preußens und Oesterreichs in die Schweiz geschrieben wurde, feierlich vor, den Pozzo mit dem Schlachtfelde zu vertauschen. «Se la patria mi chiama, vado,» sprach dieser heldenmüthigste aller Piccoli. Und dann prophezeihte er den Deutschen Entsetzliches. «Di entrare sono padroni, ma di sortire, no.» Und den Arm mit der Serviette tragisch emporgehoben, rief er: «oh, poveri tedeschi!» da klingelte es, Mütti ließ das klassische Quà! hören, stürzte hinaus, und als er mit dem Kaffee wiederkam, war er wieder ein gesetzter Piccolo, nur noch etwas roth.

Man kann, glaub' ich, kaum besser bedient werden, als von Camerieri und Piccoli. Eine Deutsche muß sich allerdings erst daran gewöhnen, nur Männer zu sehen — als wir zum ersten Male nach Italien reis'ten, sagte ein österreichischer Offizier sehr passend zu Otto: «Wenn der Kellner des Morgens im Zimmer Ihrer Frau erscheint, so werfen Sie ihn nicht etwa hinaus — es ist seine Pflicht.» Ich dachte damals: das wird nimmermehr gehen, und jetzt frag' ich mich, ganz im Gegensatz zu Scott's Alterthümler: ob nicht am Ende die Frauen blos dazu geschaffen sind, sich bedienen zu lassen, und die Männer dazu, uns zu bedienen?

Und was ich auch loben und empfehlen will nach bester Ueberzeugung und zum Nutz und Frommen aller Derer, die so liebenswürdig sind, mich zu lesen, das ist unser Pozzo. In den deutschen Reisebüchern steht Reichmann und immer Reichmann, als ob ein Deutscher geradezu verloren wäre in Mailand, wenn er nicht bei Reichmann's Unterkommen fände — «dummes Zeug!» wie neulich eine glückliche Wittwe sagte, als man sie fragte, ob sie sich nicht wieder verheirathen würde. Im Pozzo ist es viel besser. Freilich ist er kein Albergo ersten Ranges — die Alberghi ersten Ranges haben, wie Leone uns belehrt hat — Leone belehrt sehr gern — haben also Pferdeställe, vermiethen nur Appartamenti

und halten nur zu bestimmten Stunden Tafel. Wer also auf mailändisch vornehm wohnen will, der fahre zu Reichmann, wer es aber italiänisch bequem haben will, der komme in den Pozzo.

Wir werden im Hause darum sehr geschätzt, weil wir mailändische Gerichte essen, sowohl den Potaggio, ein Gemisch von Bratwürsten, Schweinsfüßen, Kohl und Speckschwarte, wie die Versata, eine Suppe, in welche ebenfalls Kohl und Speckschwarte kommt. Mütti sagt beifällig: auf diese Art reise man mit Nutzen. Ich freue mich über dieses Lob Mütti's.

Aber er freut sich durchaus nicht über den Carneval. Vor vier Jahren waren über zweitausend Carossen auf dem Corso, und in den Straßen gab es ein Gedränge, daß man nicht durchkonnte, und heute — o, es ist traurig!

Da man sich der allgemeinen Stimmung nie entziehen kann, so dünkte es auch uns angemessener, am Aschermittwoch anstatt auf den großen Veglione zu gehen, uns in das große Militairhospital von San Ambrogio führen zu lassen. Unser Führer war ein Offizier, den wir eben erst auf der Straße kennen gelernt hatten. Am nächsten Tage, also vorgestern, geleitete er uns zu einem Begräbniß — dieser lustige Wiener, wie er sich selbst nannte, scheint zu einem Ceremonienmeister bei me=

lancholischen Gelegenheiten geschaffen worden zu sein. Dabei aber ist er, was mir an einem Manne immer sehr gefällt, bis über die Ohren verliebt, und zwar in eine Italiänerin. Wenn er die nicht bekommt, will er keine Andere. Es ist die dritte Braut, die er sich gewählt — da wird's Ernst. «Sehen Sie, liebe Baronin,» sagte er, als wir, vor dem Hause seiner Geliebten stehend, dem Leichenzuge nachschauten,» ich bin ein heiterer Mensch, wie ich Ihnen schon sagte, ein ächter lustiger Wiener, aber wenn aus meiner Heirath Nichts wird, so finden Sie mich in zwei Monaten nicht mehr am Leben.» Ich versicherte ihm, es würde mir das von ganzem Herzen leid thun, hoffte indessen im Stillen auf das Beste selbst im schlimmsten Falle.

Heute gingen wir zum Dom, um ihn im Sternenlicht zu betrachten. Ach, der Dom, so groß und so graziös zugleich! Wenn man ihn von außerhalb der Stadt über ihr schweben sieht, so ist es, als könnte man ihn zwischen die Hände fassen und fortheben wie eine kostbare Alabasterphantasie, und wenn man dann zu ihm tritt, so hüllt er einen wie in Urwaldschatten. Und das Innere — marmorne Einfachheit ganz und gar. Der Dom ist am meisten die Kirche meiner Seele. Und die einzige Poesie in der Prosa von Mailand.

Denn Mailand ist sehr prosaisch, das italiänische

Berlin, platt und weitläufig wie dieses. In der Architektur dagegen finde ich Prag wieder, und ich könnte nicht sagen, daß ich diesen Styl liebte. Er trifft nur die ersten Male als eigenthümlich und barock, bald wird er einförmig und deshalb ermüdend. Ich rufe hier aller Augenblicke: «Ach sieh, da ist ja die oder die Kirche!» und dann ist es eine ganz andere, aber sie sieht vollkommen der gleich, für welche ich sie gehalten. Und im Innern der Klöster und Paläste ist auch ewig ein und derselbe Cortile, in San Ambrogio so gut wie in Maria delle Grazie und in der Brera. Dabei fällt mir ein — die Hagar, Byron's Bewunderung, habe ich gleich herausgefunden, aber mir ist doch eine Madonna mit dem schlafenden Kinde von Sassoferrato und vor Allem das Sposalizio bedeutend mehr. Und was mich ganz verblüffte — von meinem geliebten Gianbellin sind einige absolut häßliche Bilder hier.

Eben machen einige Paläste, der Broletto am Platze dei mercanti, und Moroni, der Wohnsitz der Dogana und der Censur, mir höfliche Vorwürfe. Sie sagen, sie wären nicht wie alle, trotz des stile bramantesco. Sie haben Recht, ich mache ihnen meine Entschuldigungen. Sie gefallen mir ungemein, ich habe ihre genauere Bekanntschaft eifrig cultivirt. In Moroni entbot uns noch außerdem mehrere Male jene liebens-

würdige und heilsame Bevormundung, welche in den materiellen Gebieten durch die Dogana, in den spirituellen durch die Censur ausgeübt wird. Wir hatten uns das Neigebaursche Reisehandbuch senden lassen, und mußten nun betheuern und versichern, daß nichts Gefährliches drinnen enthalten sei. Da wir das mit gutem Gewissen konnten, wurde unser liebes Buch nicht confiscirt. Man sieht: Oesterreich bleibt Oesterreich — gewiß ein großer Trost für alle die armen Seelen, welche da bebten, daß in der letzten wüthenden Häutungsperiode Alles aus der Haut gefahren wäre.

Vor vier Jahren mußten wir an der Grenze theuer für den Horaz und die Desbordes-Valmore bezahlen, weil beide des Christkatholicismus verdächtig befunden wurden — dieses Jahr wird der Neigebaur untersucht — Oesterreich sitzt noch in seiner majestätischen Tigerhaut.

Dennoch macht es Zugeständnisse an die Zeit und zwar ehrenwerthe, ja, erstaunliche. Das hiesige Gouvernement hat nämlich selbst einige Opposition gewünscht, weil man, um sich constitutionell, d. h. verantwortlich zu gehaben, nothwendig einer Opposition bedarf. Die Ausführung dieser Opposition ist mehreren Literaten angetragen worden, alle haben sie abgelehnt. So hat denn das Gouvernement endlich einen officiellen Opponenten

bestellen müssen, der heute in einem Blatte mit Mäßigung und Höflichkeit einige Maßregeln tadelt, und übermorgen in einem andern Blatte mit gleicher Mäßigung und gleicher Höflichkeit sich selbst widerlegt. Sehr gut, wenn es wahr, ebenso gut, wenn es auch nicht wahr ist.

Ich habe mich übrigens nicht blos mit der Anbetung für den Dom und den Besuchen bei der Censur unterhalten, ich habe auch den Husten gehabt, Leierkasten zugehört, und auf den Bücherbänken, so oft sie nicht einiger verbotenen Werke wegen vom Domplatze verwiesen waren, zu unglaublich billigen Preisen den italiänischen Theil unserer sogenannten Bibliothek vervollständigt.

Der Ortis war auch da, erschienen im vorigen Jahre und — in Italia. Das bedeutet, wie ich mir denke: Italien lebe, hoffe und wolle noch. Ich glaube das mit dem unbekannten Herausgeber. Als Cesare Cantu mich fast heftig fragte: haben wir denn noch eine Zukunft? antwortete ich aus voller Ueberzeugung Ja.

Nicht, daß ich mit einem alten gelehrten Italiäner meine: ein Volk, wenn auch todt, könne ebensowenig wie ein Gott lange in einem Grabe liegen — nein, Völker können sterben, um nicht wieder zu erwachen. Die Türken, wenn sie ausgestorben sein werden, wo werden sie zu suchen sein? In ihren weißen Grabmä-

lern unter den schwarzen Cypressen. Griechenland — darf man es auferstanden nennen — lebt es nicht nur das zuckende Leben des Galvanismus? Frankreich, wenn es nach seiner jetzigen Agonie niedersinken wird, erhebt es sich wohl wieder? Ich fürchte, nein — es hat Alles versucht, Alles gehabt, Alles wieder von sich geworfen — es ist alt durch alle Erfahrungen, die ein Staat machen kann — es ist beim Fertigsein, d. h. beim Alter angelangt. Völker also können sterben, aber sie sterben nicht, bevor sie nicht fertig sind. Und Italien ist noch ebensowenig fertig wie Deutschland; hat so gut wie dieses noch nicht die wirkliche starke Einheit gehabt, und Italien sowohl wie Deutschland will diese Einheit. Sie wird Beiden werden, die Träume der Völker sind die Traditionen ihrer Zukunft, und in den Traditionen ist die wahrste Wahrheit. Demnach durfte ich Italien noch eine Zukunft prophezeihen, so gewiß ich sie für Deutschland erwarte.

Cesare Cantu ist nicht groß, schmächtig gebaut, das Gesicht fein, scharf und klug, das Aussehen um Vieles jünger als sein Alter. Die ersten Fragen thut er abgebrochen, als müßt' er sich in das Gespräch wie in eine ungewohnte Bewegung erst hineinwerfen, ist er ein Mal darinnen, wird er lebhaft, offen und sehr angenehm. Glühender Italiäner, gleichgültig gegen die Form der

Regierung, wenn diese nur gut ist. «Je suis du parti de la morale,» sagte er. Er scheint sehr zurückgezogen zu leben — ich konnte nur mit Mühe erfahren, ob er hier sei, ob nicht. Was mich ganz überraschte — er hat seine Margarethe Pusterla im Gefängnisse geschrieben, im Zuchthause vor der Porta-nuova, «und ich versichere Ihnen,» sagte er spottend, «daß ich nicht gestohlen hatte.» Ohne Papier, ohne Dinte, ohne Feder hat er das Papier zum Feueranzünden und die Rückseiten der Kupferblätter in einer alten Geographie genommen, sich aus Lichtruß, Zucker und Wasser Dinte gemacht und mit dem Zahnstocher geschrieben. Ich fragte ihn: wie lange er so gesessen? «Ein Jahr,» antwortete er und setzte hinzu: «das war lange genug, um das Buch zu schreiben.» — «Auch lange genug, um toll zu werden,» sagte ich.

Ich verstehe jetzt, warum die Kerkerscenen in der Pusterla am schönsten und ergreifendsten sind. Im Gefängniß kann man vom Gefängniß schreiben.

Und von der Gallerie des Hofes sah ich mir eben die Sterne an. Sie sind schneeweiß und unzählbar. Es muß großer Veglione im Himmel sein. Im Gefängnisse aber kann man die Sterne nicht sehen, wenigstens nicht ordentlich — ich mag in kein Gefängniß.

Mailand, den 16. Februar 1850.

# Durch Piemont.

Der Velocifero in Mailand fährt fünf Stunden früher fort, als die Diligence und sieben Stunden früher, als der Courier, bleibt also sieben und fünf Stunden länger unterweges, als der Courier und die Diligence. Deswegen heißt er wie billig und recht Schnellfuhrwerk. Wir fuhren mit dem Velocifero.

Mit uns fuhren drei Novaresinnen, Tante, Nichte und Cameriera. Die Cameriera stellte den Mann vor, d. h. sie hatte den Paß und verlangte die Rechnungen, die Nichte kam eben aus dem Colleggio, wo sie die italiänische Sprache studirt hatte; die Tante hatte einen Mann, welcher seit der Revolution durchaus nicht mehr vom Lande fortwollte, so daß sie jetzt in Mailand gewesen war, um ihr früheres Quartier auszuräumen. Es war ihr sehr schwer geworden, sie liebte Mailand ungemein, «o, so sehr, so sehr,» meinte sie, keine andere Stadt so. Ich glaubte es ihr, denn sie sagte alles

mögliche Böse von den Mailänderinnen. Uebrigens war sie eine allerliebste Frau, hübsch und fett, vergnügt und höflich. Die Nichte war freundlich, natürlich und mädchenhaft satyrisch, die Cameriera, nun, das war, wie man in Würtemberg sagen soll, eben eine Kammeramsel.

Von den cinque giornate in Mailand wußten sie schreckliche Schilderungen zu machen. Ich fragte: was sie denn dabei gethan? Die Antwort war: sich geschwind auf acht Tage mit dauerhaften Lebensmitteln versorgt, dann die Fensterladen geschlossen und nicht eher wieder aufgemacht, als bis Alles vorbei gewesen. Viele Signore hatten sich «gezeigt,» Ueberwürfe von schwarzem Sammet, darunter schwarze Seidenkleider, auf dem Kopfe ein schwarzes Federbarret und über die Schulter eine lange dreifarbige Schärpe getragen. Unsere Novaresin fand diese patriotische Tracht sehr kleidsam, aber selbst die Patriotin vorzustellen, «dazu hatte sie nicht getaugt.»

Sie war nicht ohne Grund bescheiden, die gute Seele. In einem kleinen Neste vor Majente frug uns ein Polizeibeamter, ob wir nicht den Spitzbuben begegnet wären — es hätte ihrer zwei auf der Straße. O das Erschrecken unserer Novaresin! «I ladri — c'è pericolo!» mit heimlicher Stimme und großen Augen. Die Nichte, welche bisher eine ganz bleiche Farbe gehabt, wurde fieberisch roth. Was die Cameriera auf ihrem

Vordersitz gemacht, weiß ich nicht. Wir andern Beiden dachten an die möglich nöthige Vertheidigung. Otto hatte Pistolen, ich bemächtigte mich seines mit Blei gefütterten Stockes. Ein Schlag damit soll eine Hand zerschmettern können, ich hoffte wenigstens einen Schlag zu thun, der eine Hand auf einige Zeit lähmen könnte. Die Novaresinnen waren voll Bewunderung für meinen Muth — ich glaube, sie dachten, durch eine solche Heldin dürften sie gerettet werden. Zum Glück brauchte ich die Heldin nicht erst zu spielen. Wir waren kaum eine halbe Stunde weiter, so begegneten wir zwei Wagen voll Landleute. Auf dem vordersten saßen zwei junge Menschen abgeschieden von den Uebrigen und an den Händen gefesselt. Also die ladri. Was die Andern gethan, um in solcher Gesellschaft fahren zu müssen, kann ich nicht sagen, vielleicht Neigung bezeigt, den ladri nachzuahmen, vielleicht ihnen zu helfen gesucht. Genug, zwei volle Wagen kamen an uns vorbei und zwei starkbewaffnete Gensd'armen ritten hinterdrein. Die Straße war wieder sicher.

Nachdem wir etwa vier Mal unsere Pässe gezeigt, kamen wir hinter der großen Ticinobrücke zur Dogana, die uns äußerst höflich einlud, es uns während der Untersuchung draußen am Feuer gefallen lassen zu wollen. Wir wärmten uns dankbarlichst und sprachen dabei über

den großen Umstand, daß der englische Consul in Mailand Tags vorher die bandiera weggenommen. Unsere Novaresin war besonders beredt, mir schien es beinah, als kokettirte sie etwas mit der Dogana. Als wir wieder im Wagen saßen und vielleicht zehn Schritte gefahren waren, kam das Warum von dieser Koketterie aus allen Taschen und Strickbeuteln sowohl der Tante wie der Nichte heraus. Und was war's? Weiße Baumwolle, bestimmt zu einer ungeheuern Bettdecke, welche in der Langenweile des Landlebens gehäkelt und dann mit purpurrother Seide gefüttert werden sollte. Ich lachte im Stillen über die italiänische Klugheit. Deutsche Frauen hätten diesen beabsichtigten Betrug des königlichen Zollamtes ihren Reisegefährten gewiß schon vorher anvertraut, die Italiänerinnen thaten es erst, als dieses nicht mehr gemißbraucht werden konnte.

Novara sah mit seinen geschleiften Wällen und seiner Umgebung von Nichts unbeschreiblich schwermüthig aus, ganz wie ein Ort aussehen muß, wo eine der unnützesten Schlachten geschlagen worden ist. An der Tafel erblickte ich die häßlichste Frau, vor der je meine Augen erschrocken sind — das war ebenfalls nicht angenehm. Die gerühmten piemontesischen Weine mochten mir auch nicht behagen — sie sind ganz himbeeressigartig. Da ich nun den Himbeeressig nur trinke, wenn ich Fieber

habe, so erweckten diese Weine keine lieblichen Ideenverbindungen. Genug, ich dachte, es wird recht angenehm sein, aus den drei Königen in das Coupé der Diligence zu kommen.

Vorher sagten wir noch geschwind unseren Novaresinnen Lebewohl. Ich wünschte der Tante die möglichst wenige Langeweile bei ihrem Manne, und der Nichte, daß sie recht bald einen finden möge, um vom Lande und von der zu häkelnden Bettdecke fortzukommen. Der Cameriera wünschte ich gar Nichts.

Dann schlief ich, während der Mond blendend in das Coupé schien, sanft und selig ein. Diese erste Nacht unterweges gefiel mir so, daß ich ordentlich Geschmack für das Nachtfahren gefaßt habe. Wir saßen allein, bequem, ungestört — was könnte man mehr wollen? Ein Fenster mußten wir offen lassen, sonst wär's zu heiß gewesen. Achtungswerth das vom piemontesischen Klima am fünfundzwanzigsten Februar.

Ich verschlief auch glücklich sowohl das einst geschichtliche Vercelli wie den Kaffee, den auf der vorletzten Station ein frühwacher Cameriere uns angeboten haben soll. Erst um sechs Uhr wachte ich auf, keine Minute früher. Rechts lagen die Alpen, links blaue Hügel, auf dem höchsten derselben stand ein Gebäude, welches ich für ein Schloß hielt. Aber es war Kloster Superga,

wo jetzt Karl Albert bei seinen Vorfahren ruht, nachdem er im fernen Land am crepa-cuore gestorben. Denn so sagen die Italiäner, und der Ausdruck ist ebenso gut wie das brokenhearted der Engländer. Warum haben wir Deutschen keinen ähnlichen? Ich glaube, wir sterben nicht so. Allenfalls grämen wir uns zu Tode, und das kann zwanzig Jahr und d'rüber dauern — der Gram ist, wie der Kaffee, ein langsames Gift.

Die Alpen errötheten vor dem Sonnenaufgange. Sonderbar, so genau ich nun weiß, wie ihre schönen Schrecken in der Nähe zu groben Felsenmassen werden, mit einem unwillkürlichen Gefühl sehn' ich mich bei einem neuen ersten Anblick doch immer wieder in sie hinein, auf sie hinauf. Ist's der Gedanke des Oben? Steh' ich dort, sind die Magnete wieder unten im Thale. Welcher Gedanke ist das? Etwa der des Schattens?

In Turin wäre ich sehr gern länger geblieben. Turin ist die durch und durch hübscheste Stadt, welche ich noch gesehen. Ich liebe sonst gewiß keine graden Straßen, aber die von Turin gefallen mir ungemein. Vielleicht weil sie ebenso viele Veduten auf die Alpen sind, vielleicht weil sie zu solchen schönen, freien, arkadenumgebenen Plätzen führen. Ich gehe gern unter Arkaden — es erinnert mich an mein einziges, unvergeßliches Venedig, welches ich jetzt nicht wiedersehen möchte,

um nicht mit ihm zu verzagen. Es hat den Freihafen verloren — die Lagunen werden versanden, in hundert Jahren, früher noch, kann es auf sumpfigem Festlande liegen. Turin dagegen blüht empor, hat alle Merkmale des Lebens; gegen Mailand war's wie ein Markt gegen einen Kirchhof. Es that wohl, wieder ein Mal in einer gesunden Stadt zu sein. Und, wie schon gesagt, auch an und für sich machte es mir Freude. Es ist so elegant, so harmonisch gebaut. Die prächtige Poststraße! Ihrer ganzen Länge nach zu beiden Seiten mit Arkaden geschmückt, mündet sie auf zwei wahrhaft bewundernswerthe Plätze. Der Schloßplatz, dieses große palastumschlossene Viereck, hat in der Mitte das alleroriginellste Doppelwesen von Gebäude. Der Vittorioplatz öffnet sich wie eine Arena auf den reizenden Anblick der mit Villen und Klöstern bedeckten Hügel jenseits des Po. Es ist eine wahre Königsstraße und Turin eine ächte Residenz. Die Könige von Sardinien müssen, schon weil sie Turin besitzen, einst Könige von Italien werden.

Also ich wäre sehr gern länger, ja, sogar recht lange in Turin geblieben, wären wir nicht durch meine Schuld in das allerunangenehmste aller sogenannt französischen Hôtels gerathen, nämlich in das Hôtel Feder. Wer es sich an großen und bequemen Zimmern und vortrefflichen Kaminen genügen läßt, der wohne hier. Wer nicht in

den ersten Stunden vor Dienstfertigkeit keinen Augenblick Ruhe haben und nachher nicht vor unnützem Klingeln um alle Geduld kommen will, der gehe nicht in das Hôtel Feder. Wem es neu vorkommt, ein Souper zu essen und zwei Soupers zu bezahlen, wer den Typus der spitzbübischen Lohnbedienten studiren und dabei ausgezeichnet guten Asti trinken will, der wohne im Hôtel Feder. Wer gern weiß, was er reden soll, ob italiänisch, ob französisch, wer seine Geschäfte gern besorgt haben und außerdem den Risotto nicht mit Pfeffer essen mag, der gehe nicht hinein.

Die Noth, nicht zu wissen, ob italiänisch, ob französisch, ist übrigens in Turin allgemein. «Nous sommes plutôt français,» sagen Diejenigen, welche für l'unita Italia gekämpft und Schulden gemacht haben. Nun, das Piemontesische ist allerdings eine sehr häßliche Sprache, für den Fremden geradewegs unmöglich zu verstehen. Ich begreife jetzt, warum Alfieri erst Italiänisch lernen mußte, um italiänischer Dichter zu werden, aber was ich nicht begreife — warum nicht alle Piemontesen es so machen wie Alfieri und die hübsche Nichte der Novaresin — ich meine, daß sie Italiänisch lernen. Sollte der Grund zu dem wenigen Zutrauen, welches sie den übrigen Italiänern einflößen, nicht vielleicht in diesem Französischthun liegen? Möglich, daß es

bloßes Feinthun ist, aber dann ist's eine große Thorheit.

Ich mag weder Zustände noch Dinge leiden, die weder halb noch ganz sind, dagegen wohl eine Zweiheit in einer Einheit, wie einen Waldgott, eine Wasserfrau, oder den Palazzo Madama, der halb altes Thurmschloß mit Wassergräben, halb italiänischer Palast mit Skulptur und Säulen ist. Wir hatten viel darinnen zu thun, erstens bei den verschiedenen Polizeibüreaus, welche leicht die höflichsten, aber auskunftlosesten in der Welt sein dürften, zweitens mit der Politik in der reich gewählten und geschmackvoll geordneten Bildergallerie. Frägt man, wie die Politik in die Gemäldegallerie gekommen? Lieber Himmel, die Constitution ist in Turin noch so fremd, daß sie, gerade wie es eben dem neapolitanischen Gesandten ging, für den Augenblick noch keine ordentliche Wohnung gefunden hatte. So wohnte sie denn in der Bildergallerie, die arme Constitution — ihre Siebensachen lagen unter den Venetianern, Bolognesern und Niederländern herum — ihr Personal schrieb mitten unter den Madonnen und Liebesgöttinnen Akten. Der Custode der Gallerie war ungemein ärgerlich auf die Constitution. Ein: povero re! vor dem Bilde Karl Albert's hatte ihm die Zunge gelöst — er fragte uns, während wir uns im Sitzungssaale auf der

rothsammtnen Ministerbank ausruhten, wozu Sardinien eine Constitution gebraucht habe? Wir wußten ihm das nicht zu beantworten. Was Sardinien mit den vielen Flüchtlingen anfangen sollte, die es anfüllten und noch immerfort aufregten? Neue unbeantwortbare Frage. Daß viele Flüchtlinge in einem Lande nicht gut thun — wer weiß es nicht? Was haben die Polen in Dresden gethan und überall? Ein Flüchtling scheint sich an dem fremden Lande dafür rächen zu wollen, daß es nicht sein eigenes ist. Ich verdacht' es dem Custoden gar nicht, daß er die Flüchtlinge hinauswünschte, verdacht' es ihm ebensowenig, daß er als Piemontese von den übrigen Italiänern nicht viel wissen wollte. Sardinien hat in Italien ungefähr dieselbe Rolle gespielt, wie Preußen in Deutschland, offen gesagt, eine Rolle, die ich herzlich wenig leiden kann. Sich aufopfern, um mit Undank belohnt zu werden, ist vom irdischen Standpunkt aus betrachtet immer mehr oder weniger ein métier de dupe, man müßte es denn mit Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Nichtachtung thun, gleichsam, als thäte man es nicht. Aber das darf nur der Einzelne, nicht ein Volk. Der göttliche Standpunkt bleibt freilich noch, doch ist der wiederum nur für ein Volk. Und darum verdacht' ich's dem Custoden als Piemontesen nicht, daß er von den übrigen Italiänern sagte: quelli, che hanno tradito costui.

Ueber Karl Albert hab' ich mein Urtheil geändert. Ich dachte, er wäre ein ächter Urenkel Karl Emmanuels, vor Allem klug. Aber vor seiner einfach militairischen Physiognomie überzeugte ich mich davon, was alle Italiäner versichern: daß er ernstlich gewollt, doch nicht genügend gekonnt. In der That, ein Genie beharrt. So oft es auch scheitert, immer wieder rüstet es neue Schiffe aus, um endlich doch zu seiner Welt zu bringen. Karl Albert wußte nach dem zweiten Scheitern nichts Anderes mehr, als zu sterben.

Sie lieben ihn wenigstens, auch todt noch, seine Piemontesen. Er ist so etwas wie ihr Märtyrer. Silvio Pellico äußerte sich mit wahrer Anhänglichkeit über ihn.

Vor vier Jahren sagten sie mir in Venedig: wolle ich Silvio Pellico noch sehen, müsse ich mich eilen, sonst würde ich ihn nicht mehr am Leben finden. Wir konnten damals nicht nach Turin, und ich meinte wirklich, daß mein Wunsch, den Gefangenen vom Spielberg kennen zu lernen, ein vergeblicher bleiben werde. Silvio Pellico jedoch lebte glücklich bis zu diesem Jahre, und ich freute mich, einzig und allein seinetwegen, wahrhaft innig auf Turin. Da hieß es wieder in Mailand: «Oh, Silvio Pellico wird schwerlich zu sprechen sein — er hat sich ganz der Bigotterie ergeben — nimmt nicht den mindesten Antheil mehr an den vaterländischen Angelegen-

heiten.» Ich sagte: «Versuchen will ich's doch.» Als wir zum ersten Male nach Casa Barolla kamen, bei dessen Besitzerin Silvio Pellico bekanntlich wohnt, war er ausgegangen. Das sah mir nicht nach einem Frömmler aus — die gehen nie spazieren. Ich ließ meine Karte zurück, und eine halbe Stunde später war Silvio Pellico da und empfing uns. Wie liebenswürdig! Eine wirkliche Freude — er war ganz wie sein Buch. Von Frömmelei, Uebernatur, Abwendung vom Vaterlande keine Spur. Klein, fein, regsam, eine jener weiblichzarten Organisationen, wie sie bei Dichtern, Künstlern und selbst bei Gelehrten nicht selten sind. Es versteht sich, voll Bescheidenheit. Die Ablehnungen, welche er durch diese versuchte, ließ ich indessen nicht zu Worte kommen, sondern sagte ihm rund heraus, wie lieb er mir sei, wie oft mich sein Buch auf Stunden wenigstens besser gemacht. Es freute ihn denn doch auch ein wenig, vielleicht weil er hörte, daß es mir so recht Ernst um's Herz war. «Vous m'avez électrisé,» sagte er, als ich ihm meine Zufriedenheit ausdrückte, ihn so gar nicht krank gefunden zu haben. Bis an die Thür des edlen Vorzimmers uns geleitend, äußerte er auf eine Bemerkung von mir: «Es ist ein Haus, wie jetzt keines mehr gebaut wird.» — «So wollen wir Hütten bauen,» sagte ich, gab ihm die Hand, und wir schieden von ihm

Ein Priester, den wir, wahrscheinlich als buon amico der Verkäuferin, später in einem Buchladen antrafen, sagte mir: Silvio Pellico werde nur seiner Moral wegen geschätzt, nicht seines Styles wegen. Sein Styl sei poca cosa, troppo schietto. Für alle Verehrer von der Schreibart der Gefängnisse setz' ich diese schöne Berichtigung hierher.

Nachdem wir noch auf der königlichen Bibliothek umsonst nach den Gedichten der von Bandello gefeierten Camilla Scarampa gefragt, nachdem wir die Kathedrale nicht gesehen, dafür aber zwei allerliebste jugendliche Jaguars besucht hatten, die bei Porta Palazzo Miau machten, fuhren wir auf der Eisenbahn nach Novi. Die Frau eines piemontesischen Offiziers, welche mit uns fuhr, ergötzte uns durch die Schilderung von allen den amazonenhaften Entschließungen, die sie in dem letzten Kriege gefaßt. Sie hatte durchaus in Männerkleidern als Sekretair ihres Mannes mitgewollt und nur sein ausdrücklicher Wille hatte sie vermocht, zu Hause bei ihrem Kinde zu bleiben. Wenn die piemontesischen Frauen durchgängig so entschlossen sind, dürften sie in einem Kampfe der Verzweiflung schon zählen. Auch sind wirklich mehrere von den Oesterreichern gefangen genommen, aber mit gebührender Artigkeit wieder zurückgeschickt worden.

Piemont kam mir übrigens etwas nüchtern vor,

und auf der ganzen Straße gab es Nichts zu essen, so daß wir mit einem förmlich grausenhaften Hunger in Novi anlangten. In der Trattoria an der Eisenbahn bedurfte es der ganzen Kühlheit eines italiänischen Aufwärters, um bei den zwanzig sich durchkreuzenden, widersprechenden und überstürzenden Anforderungen, die bei jeder Wiederholung lauter, heftiger und kläglicher klangen, nicht den Kopf zu verlieren. Der Aufwärter behielt ihn, wir wurden sammt und sonders satt und fuhren zufrieden in den respectiven Coupé's und Interieurs der Velociferi weiter. Mit uns vorn saß ein Kaufmann aus Triest, der eine Menge tragischer Schicksale höchst gelassen erlebt zu haben schien. Zwei Kinder waren ihm während seiner Abwesenheit an der Cholera gestorben, sein ältester Sohn hatte sich erst vor drei Wochen wie durch ein Wunder von einem brennenden Schiffe gerettet, und ich weiß nicht, was dem Manne sonst noch Alles geschehen war. Aber Alles störte ihn weiter nicht — er erzählte es, als wär' es einem Andern begegnet. Jetzt war er im Begriff, mit einem Geschäftsfreunde nach Sicilien zu reisen. Der Geschäftsfreund war aus Sachsen und verstand kein Wort Italiänisch, wollte aber blos noch nicht «die rechte Forsche haben, um sich in der Conversation fließend ausdrücken zu können.» Er schien es dem Triestiner sehr übel zu nehmen, daß der für ihn

sorgte, und zu uns mochte er gar nicht, weil wir ihn an der Sprache erkannt hatten. Eine der unzähligen Reiseregeln: man muß im Auslande nie einen Sachsen an seiner Sprache erkennen.

Und nach länger als drei Jahren sah ich endlich das Meer wieder. Eine blauere Düsterheit war's in der blauen Düsterheit der Nacht. Als wir eben über Genua waren, ging auf ein Mal der Mond mächtig voll und golden hinter den Bergen des Ostens auf und warf seinen weiten Schein in das große Wasser. So erblickte ich Genua zum ersten Male, so zum ersten Male das Mittelmeer.

Genua, den 28. Februar 1850.

# Genua.

Die Italiäner haben eine Schule, die sie Concettisten nennen, und die Franzosen haben eine, die sie Phraseisten nicht nennen, aber nennen könnten. Wie ich in Genua hierauf komme? Weil Mery ein Concettist und Frau von Stael eine Phraseistin ist. Und wie ich in Genua auf Mery und Frau von Stael komme? Weil Beide meiner persönlichen Anschauung und Meinung nach ganz falsch von Genua geschrieben haben.

Als ich einst Mery's Schilderungen las, sehnt' ich mich unbeschreiblich nach Genua, meinte, es müßte wenigstens das Paradies sein. Es ist das lange her — ich war achtzehn Jahr alt. Aber ich hab' ein gutes Gedächtniß und bis jetzt hatt' ich es noch nicht vergessen, wie Mery's Genua aussehen sollte, bereitete mich auf Entzücken vor, das ich empfinden, auf Lieder, die ich dichten, auf Träumereien und Spaziergänge am Meer, die ich genießen wollte, wie auf dem Lido bei Venedig oder auf

dem Molo von Triest. Und nun bin ich nicht entzückt worden, kann keine Lieder dichten, kann nicht träumen und spazierenwandern am Meere. Mery's Genua ist nicht das wirkliche, ehemals republikanische und jetzt sardinische Genua, es ist ein durch buntes Glas gesehenes Genua, ein à la Paalzow gemaltes Genua, mit einem Worte ein Concetto, und deswegen bin ich ärgerlich auf Mery, nicht auf Genua, denn das kann ja Nichts dafür, wenn es übertrieben dargestellt wird, aber auf Mery.

Ich kann Genua noch mit keiner andern Amphitheaterstadt am Meer vergleichen, als mit Triest, doch soviel ich mich entsinne, bildet selbst Triest ein besseres Gemälde. Die Berge sind höher, es ist mehr Raum zwischen ihnen und dem Meere, die Stadt kann sich bequem hinlagern, erhebt sich nur im gehörigen Verhältniß zu ihrem Hintergrunde. Genua hat am Meere überall nicht mehr Platz, als zu einer einzigen Straße, muß gleich anfangen zu klettern, ist nothgedrungen, die ganzen Hügel einzunehmen und erscheint dadurch allzu massenhaft, während zugleich die Hügel fast erdrückt aussehen. In Triest ist der Hafen gleichsam vor den Hausthüren, in Genua liegt er hinter der hohen Mauer. Will man in eine Barke, muß man erst durch alle die zahllosen Esel auf dem arabischsandigen Ausladeplatz und durch alle die Waarenballen auf den schmalen An-

landeplätzen, wo man es lediglich der Höflichkeit eines oder des andern Schiffsjungen zu danken hat, wenn man nicht rascher, als es angenehm wäre, hinabbefördert wird. Auf der Hafenmauer kann man allerdings gehen, sieht den Hafen, die Leuchtthürme, und sogar das Meer; aber bis wann darf man hier hinauf? Nur bis sieben. Wenn der Mond anfängt, wenn es eigentlich erst schön wird am Meer, wenn man die eingeschlafenen «Rosse der Wellen» am liebsten betrachten möchte, werden die Treppen zugeschlossen, und wohl Dem, der noch zur rechten Zeit gewarnt vorher wieder unten im Sande anlangt, sonst könnte er die ganze Nacht zur Anschauung behalten, und das wäre denn des Guten wieder etwas zu viel. Genug, von der lieben, süßen Kameradschaft mit den Wellen ist in Genua nicht im Geringsten die Rede, und doch macht die allein, meinem Empfinden nach, eine Meerstadt aus. Mery aber malt in Genua eine Meerstadt mit allen ihren Zaubern, und darum, sag' ich, hat er falsch gemalt.

Und auch die Stael. Ihr Wort: Gênes, bâtie pour un congrès de rois, ist, glaub' ich, berühmt geworden, wenigstens steht es in Neigebaur's Handbuch über dem Artikel Genua, und was in Neigebaur's Handbuch steht, das halte ich für berühmt. Also das Wort der Stael ist berühmt, ja, aber gar nicht richtig. Schon

die Reihe der Hôtels, der erste Anblick vom Hafen aus, ist Nichts weniger, als königlich. Wohnen Könige in Häusern, die just so bunt bemalt sind, wie Menageriebuden? Weiter: in der Straße Balbi, in der Strada nuova und der Strada nuovissima steht Palast an Palast, und jeder würde auf eine königliche Hofhaltung auf Reisen hinreichen. Ja, aber die Straßen — wie sollten sich in denen königliche Züge geberden? Sie sind für Genua ungemein breit, als Straßen an und für sich dagegen eben nur hinreichend, um eine Post ohne Anstoß hindurchzulassen. So lange also königliche Züge nicht zu Esel geschehen, dürfte Genua nicht als die passendste Stadt dazu empfohlen werden. Die Paläste selbst sind origineller, als die in Mailand, aber im Vergleiche zu den venetianischen alltäglich und auf keinen Fall hervorstechend genug, um Genua vorzugsweise zu einer Stadt für Könige zu machen. Die Stael hat demnach auch nur eine Phrase über Genua gewußt.

Und warum will man denn auch Genua durchaus zur Meerstadt oder zur Palaststadt haben? Warum soll es durchaus Palermo oder Venedig sein? Genua ist Genua, die patrizische Handelsstadt, reich genug an Erinnerungen, um nicht prosaisch zu sein, aber keineswegs südlichpoetisch oder romantisch melancholisch. Genua hat viel zu viel Gegenwart und Zukunft, als daß man sich

mit seiner Vergangenheit beschäftigen könnte, und die Lebendigkeit des Lebens in der Stadt macht einen ganz vergessen, daß es draußen eine Natur giebt, die man diesseits der Alpen nicht kennt. Erst heute am letzten Tage haben wir die Peschiere des Marchese Pallavicini, genuesisch Parvicini, und Villa Durazzo besucht. Sonst sind unsere ersten Wanderungen immer nach den Gärten und Spaziergängen — hier gefiel es mir allzusehr in den Straßen. Auch hinaus auf's Meer wollt' ich nicht, wollte zwischen den Schiffen bleiben. Nein, Genua ist nicht poetisch, sonst könnte es mir nicht so völlig prosaische Neigungen einflößen.

Da hab' ich eben eine rechte Dummheit hingeschrieben. Will ich etwa wie die Professoren der seligen romantischen Schule Marksteine setzen und sagen: hier ist keine Poesie mehr? Ist in dem großen Verkehr der Welttheile, welche der Handel heißt, keine? Ist keine in der Schönheit der Frauen? Und was für schöne Frauen tragen hier Sammetmantillen und schimmernde Seidenstoffe! Wenn in Venedig die Patrizierinnen auf den alten Bildern wundervoll, und dagegen jetzt unlieblich, ja, sogar häßlich sind, so scheint hier gerade das Gegentheil stattzufinden. Van Dyck hat hier in allen Palästen lauter steife Gestalten und unbedeutende Gesichter malen müssen, selbst die Gräfin von Brignole-Sale macht da-

von keine Ausnahme. Aber jetzt, wie gesagt, auf und abschwebend die steilen Straßen, was für schlanke Gestalten, unter den eleganten Hüten was für feine, graziöse und stolze Physiognomien! Weniger schön sind die Gesichter unter den weißen Schleiern, doch die Schleier selbst köstlich. Als wir gleich am ersten Morgen in die Kathedrale traten und sie ganz angefüllt von knieenden Beterinnen mit herabfließenden Schleiern sahen, blieb ich wie gebannt stehen. Auch bin ich nachher nicht wieder in die Kathedrale gegangen, sondern habe mich begnügt, ihre schöne Marmorbekleidung aus preußischen Farben zu bewundern. Ist mir ein Mal irgendwo ein erfreulicher, überraschender Eindruck bescheert worden, so hüte ich ihn vor jeder Möglichkeit, durch die er mir verdorben werden könnte. Gewiß hätte San Lorenzo leer nicht so prächtig ausgesehen, wie durchrieselt von allen den klaren Schleiern; und ob der heilige Gral grünes Glas ist, oder ächter Smaragd — erstens würde ich es doch nicht herausbekommen haben, und zweitens bin ich förmlich stumpfsinnig gleichgültig gegen alle derartige Merkwürdigkeiten. In den Palästen stieg ich nur herum, weil man sie doch gesehen haben muß. Sogar die vergoldeten Marmorsäulen im Palast Serra rührten mich nicht. Ich sage: nur Schönheit kann über die Erwartung sein, Pracht nie, wenigstens nicht über meine. Dazu hab' ich

zu viel Mährchen verschlungen und bin zwischen Schlaf und Wachen der Architekt zu wunderbarer Wohnungen gewesen.

Was ich mir ebenfalls geschenkt habe, das ist der Palast Lavagna in Carignano. Es ist so weit bis dahin, und am Palaste soll eben auch nicht viel sein, er soll alt und grau aussehen — genug, ich denke, Fiesco und Schiller werden mir's wohl verzeihen, daß ich nicht da war.

Dagegen ging ich gestern Abend spät noch trotz der müdesten Füße, die ich seit lange gefühlt, hinter dem Lohnbedienten her nach dem Palast von Andreas Doria. Den nicht besucht zu haben, wollt' ich mir doch nicht nachsagen lassen. Erwarten von ihm that ich wenig; er sieht, vom Hafen aus betrachtet, nicht anders aus als ganz Genua, nämlich gelblichfahl auf einem Grunde von schwärzlichem Grün, welches seinerseits auf dem bleichen, heißen Ton der Hügel ruht. Aber siehe da, als ich in den Garten kam, da war er so, wie man ihn von einem genuesischen Palaste eigentlich erwartet. Dunkel von Buchsbaum, Cypressen und immergrünen Eichen senkt er sich mit Terrassen, Gallerien und Treppen bis dicht an den Hafen hinab. Auf dem Springbrunnen steht Neptun zwischen den Adlern der Doria. Rechts ist die Lanterna und das Meer, gegenüber die hervorra-

gende Kirche von Carignano, links das Arsenal, die Stadt, das Gebirge. Und auch an Vergangenheit fehlt es nicht, an früherer und an frischer. Die kleine Bucht vor der Terrasse ist mit Felsblöcken geschlossen: die Doria sollen nicht mehr von ihrem Garten aus auf ein Schiff steigen können, wie einst Andrea auf seine Galeere. Diese Schließung geschah schon länger, aber noch nicht ein Jahr her ist es, daß die Fenster des Palastes von den Kugeln der Genueser zertrümmert wurden. Die Piemontesen hatten ihn inne, der Prinz Doria stürmte gegen sein eigenes Haus! Jetzt ist es wieder sein, aber er will es nicht mehr bewohnen, es ist ihm entweiht; in ein Hôtel soll es verwandelt werden, und den Miethzins dafür sollen die Armen erhalten. So erzählten uns der Lohnbediente und die Haushüterin im abenddämmernden, vereinsamten Garten, und es klang wie eine Geschichte aus anderer Zeit. Ich brach einen Buchsbaumzweig, «so lange der Garten noch der eines Palastes sei,» sah in der Gallerie der Giganten die Spuren der Kugeln, glaubte es den Leuten aufs Wort, daß die Halle vergoldet sei, und sagte zufrieden: «Nun bin ich doch in einem wirklich genuesischen Palaste gewesen.» Alle die Paläste, welche ich gesehen, hatten mir nicht so gut gefallen, wie dieser, den ich so gut wie gar nicht gesehen hatte.

«Die Piemontesen,» sagen die Genueser. Das

heißt: die Fremden, die Herrscher, die Feinde. Ein junges Mädchen versicherte mir sogar: die Piemontesen seien keine Italiäner. Diese letztere Meinung möchte ich indessen doch nicht als maßgebend annehmen. Sie hatte ihren Grund darin, daß in den republikanischen Tagen Genua's ein gewisser junger Mensch geblieben war. Natürlich, daß seine Geliebte die Piemontesen nicht für Italiäner, und ich glaube, ebensowenig für Christen hielt. Noch mehr «arrabiata» aber war sie, wo möglich, gegen Karl Albert. Dem sollte es schlecht gehen, o, schlecht! Ich wandte ein: Er sei ja todt. Da solle er in der Hölle büßen, erwiderte mir die gesundhassende Italiänerin. «Aber, Signora, er hat doch die Genueser nicht zum Aufstand verleitet?» Sie sann nach — es schien ihr das einleuchtend. Doch bald fand sie eine Antwort, d. h. eine, welche die Schuld doch auf Karl Albert brachte. Warum hatte er überhaupt Krieg angefangen? Dadurch allein waren die Menschen alle, folglich auch die Genueser, auf solche dumme Gedanken gekommen, wie Revolution u. s. w. Nein, nein, er war Schuld und Niemand sonst. Während sie das Alles mit Stößen eines gezwungenen, unheimlichen Gelächters begleitete, pflückte sie mir Camellien zu einem Strauß — der Ort der Unterredung war nämlich der Garten Lomellino und das Mädchen die Nichte des Gärtners. Ich

nahm den Strauß und sagte: «Signorina, Karl Albert wollte Italien befreien, darum fing er den Krieg an.» — «Und was geht es mich an, ob Italien frei ist oder nicht?» fragte sie. Diese Antwort war so menschlich-egoistisch, daß ich unwillkürlich dachte: «Wie oft mag in Deutschland ebenso gefragt werden!» Das Mädchen unterbrach mein Heimwärtsgekehrtsein. Zwei Versaglieri waren in der Villa von der Stadt aus erschossen worden. Den einen hatten seine Kameraden mitgenommen, der andere war im Garten verscharrt. Das Mädchen zeigte mir die Stelle und sagte höhnisch: «Sie haben uns ein Andenken zurücklassen wollen.» Mit einem gewissen mitleidigen Grauen sah ich auf diese Stätte, wo dem armen Piemontesen selbst die Verwesung mißgönnt wurde. Liest man dergleichen in Zeitungen oder Memoiren, so klingt's recht interessant — hört man's mit Ohren, so erschrickt man sich ein wenig vor Bürgerkriegen, Freiheitskämpfen und ähnlichen kleinen Spielen. Sie sind — zu ernsthaft. Man kann das nirgends besser sehen, als hier, und nicht blos im Palaste Doria. Ueberall haben die Kugeln sich eingeschrieben, und das Castelletto, das kleine Fort, welches unmittelbar über der Stadt liegt, ist geradezu ganz eingeschossen.

Wenn es übrigens nicht einfältig wäre, sich über Etwas zu wundern, wovon man nicht genaue Kenntniß

hat, so würde ich sagen, ich begriffe nicht, wie die Truppen sich aus dem Besitz der Forts herausdrängen lassen konnten. Die Forts schließen Genua so hübsch von allen Seiten ein, beherrschen es so vollkommen — ich dächte, Genua könnte gar nicht rebelliren, wenn die Forts nicht wollten. Indessen geschehen ist es, die Forts sind genommen worden und dann wieder genommen worden, und Genua hat, wie es scheint, jetzt die Ehre, für eine verdächtige Stadt zu gelten, denn es ist voll von Militair, besonders von Bersaglieri, der hübschesten Waffe, die ich bisher in Piemont sah. Sie nehmen sich mit ihren Hahnfedern auf dem Hute etwas brigantenhaft aus, aber das ist eben nationell. Die Italiäner werden doch, wie alle Südländer, den Krieg mit Phantasie ewig dem trocknen disciplinarischen vorziehen. Die frühern Condottieri verstanden das, und Garibaldi hat's auch verstanden. Garibaldi gefällt mir überhaupt, nicht blos darum, daß er verstand, was er unternahm, obgleich das doch immer die erste Bedingung zur Tüchtigkeit ist. Da war der Miethgaul, auf welchem ich den kleinen Giro machte, d. h. bei San Bernardino hinauf, oben von Fort zu Fort und dann bei Villa Lomellino wieder hinunterritt — nun, das Thier verstand nicht, auf glatten Steinen zu gehen, und war, da unser ganzer Weg auf glatten Steinen führte, ein elender Miethgaul, von dessen

Rücken auf der Treppe der Santissima Annunziata definitiv herunterzusteigen ich mich äußerst zufrieden fühlte.

Es ist sonderbar da oben auf dem Hügelgrat über Genua. Eine Portugiesin, der ich einst Muscheln vom Lido zeigte, sagte mir: ihre dort wären afrikanischer. Mir kommt's dort oben zwischen dem tiefen Meer auf der einen Seite und den scharfen Gebirgen auf der andern auch so etwas afrikanisch vor, als käme die Natur, hart und glühend, eben aus einer feurigen Werkstatt, als wäre sie ein Duodeznachdruck des Atlas. Das Meer selbst, so blau und duftig es ist, bringt keine Kühle hinein — vielleicht liegt's zu fern. Die Gärten und alle die tausend Cypressen, welche die Stadt umgeben, sind nur wie grüne Tropfen in der fahlen Lichtstille, die uns blendet und beängstigt. Ich male das Bild, wie ich es gesehen — an andern Tagen mag's anders sein, vielleicht durchsichtiger, oder farbiger, oder sogar frischer. Aber heute war's aus Gestein gehauen, so starr, so stumm, so unbeweglich in der ungemilderten Sonne. Blasse Anemonen blinkten im spärlichen Grase. Die beiden kleinen Flüsse von Genua hatten kein Wasser. Der Strand des Aufgangs, wie es so dichterisch heißt, stand krystallenklippenhaft in falbem Violett, der des Niedergangs war von Strahlenregen verschleiert. Von hier aus ist die einzige umfassende Ueberschau des Halb-

rundes um Genua. An allen andern Standpunkten kann man die Aussicht immer nur portionenweise genießen. Ich darf darüber sprechen, denn ich bin in keiner Stadt so unermüdlich gewesen, wie hier, kenne keine, selbst Venedig nicht, so genau in ihrem Kreuz und Quer. Ich habe mich, die Wahrheit zu gestehen, eigentlich den ganzen Tag auf den Gassen herumgetrieben. Ueberall lief ich mit, auf die Polizei, die, nebenbei, im alten Dogenpalaste ist, auf die Post, zum Kuchenbäcker, zum Schuhmacher, in die Handschuhfabrik, zum Vetturin. Es machte mir ein wirklich kindisches Vergnügen. Was mich allein ein wenig verdroß, daß ich nicht alle die weißen Hyazinthen und goldenen Tazetten, welche die Straßen durchdufteten, alle die Camellien, welche aus den Körben leuchteten, alle die unzähligen Veilchensträußer der unzähligen Blumenhändlerinnen mit mir nehmen konnte. Ebenso hätte ich gern alle Orangen gegessen, in allen Zuckerbäckerläden genascht, alle silbernen Filigransachen gekauft, alle die reizenden Seidenstoffe von den Fenstern der Magazine in meinen Koffer versetzt. Aber Vernunft muß sein — ich konnte nicht mehr essen, als ich essen konnte, habe schon zu viel Kleider, kann mit dem besten Willen nicht mehr als drei Brochen brauchen, und muß selbst den einzelnen Strauß von Primeln, Rosen, Wachsblumen und Camellien, den ich heute aus Villa Durazzo

mitbrachte, morgen hier lassen. Darum keine vergebliche Wünsche weiter, sondern Addio erstens der ganzen Stadt, wo ich mich so herzlich amüsirt, dann der hohen Lanterna auf ihrem Felsenvorsprunge, der grünen Promenade von Aqua=sola, wo ich so unnöthig außer mir darüber war, daß Sachsen von Preußen abfallen wollte, den Peschiere mit ihren Kaziken aus Kieselmosaik und ihren Wasserbecken voll Goldfischen, dem Stiefelwichseverkäufer, der so melodisch auf der Flöte bläst und eine so pathetische Rede auswendig weiß, dem Blinden, der zur Violine so beweglich die Geschichte eines Mordes aus Eifersucht absingt, dem drolligen Teufel, der sich als Gymnastiker gehaben will und überall wo anders ausgeklopft werden würde, weil er auch nicht ein einziges Kunststück macht, das ihm nicht mißriethe, endlich der ersten Palme, die ich im freien Lande sah. Sie wuchs an der Terrasse im Garten Durazzo, und der Gärtner lobte sie außerordentlich, als eine sehr schöne parma. Man muß nämlich wissen, daß die Genueser mit dem L und dem R etwas im Unklaren sind. Wenn sie sagen: il male è in carma, so soll das heißen: il mare è in calma. Es ist dies eine kleine unschuldige Verwechselung, in die man sich leicht schicken lernt.

Genua, den 9. März 1850.

# Im Palast Grimaldi.

---

## I.

### Briefe von ihm und von ihr.

Von ihm aus Palast Balbi.

Verzeihung, daß ich Ihnen schreibe, Verzeihung für das, was ich Ihnen schreiben werde. Ein Wort brennt in meiner Brust. Ich wollt' es immer aussprechen und schwieg immer. Meine Lippen wollten sich öffnen und schlossen sich wieder. Meine Stimme wollte sich erheben und sank zurück. Ich sprach zu meinen Augen: sagt ihr es. Ich glaube, sie thaten es, aber Sie verstanden ihre Sprache nicht — Ihre Augen hatten kein Gehör. Verzeihung denn für das Wort, Schwarz auf Weiß: ich liebe Sie.

Sie wissen es nun, Sie mußten es wissen. Sehen Sie, ich konnte nicht länger an Ihrer Seite bleiben, mit Ihnen Bücher voller Liebe lesen, Sie singen hören,

mit Ihnen den Athem der Orangen athmen, mit Ihnen auf der Terrasse zwischen Mond und Meer sitzen, alle Tage zu Ihnen kommen und alle Abend von Ihnen gehen, mit Ihnen von allen den tausend unnöthigen Dingen reden, von denen geredet wird, und Ihnen nicht sagen: ich liebe Sie.

Sie werden mich nicht fragen, seit wann ich diese Entdeckung gemacht habe, darum sag' ich es Ihnen gleich, denn Sie sollen auch das erfahren. Erinnern Sie sich, da wir die amerikanische Fregatte besucht hatten — es ist heute gerade ein Monat. Erinnern Sie sich, wie Sie mich ansahen, als Sonne und Meer sich wieder ein Mal in dem Abendkusse berührten, der magnetisch durch die Schöpfung zittert? Ihr Blick strahlte in mein Auge, wie die Sonne in das Meer. Da bäumte mein Herz sich plötzlich empor, eine wilde Sehnsucht, Sie zu ergreifen, festzuhalten, nie mehr zu lassen, durchfuhr mich wie ein Sturmstoß einen Baum, und — o wüßten Sie, wie mir seitdem war, ehe ich zu Ihnen eintrat, wenn ich vor Ihnen stand, wenn Sie mir die Hand reichten, die Hand, und ich — Nichts durfte, als sie leise nehmen — ich liebe Sie, und erlebten wir den letzten Tag dieses Himmelmeeres, dieses Meereshimmels — ich würde Ihnen noch wie heute sagen: ich liebe Sie, aber Sie — was werden Sie mir antworten?

Von ihr aus Palast Grimaldi.

Warum solche Worte von Ihnen zu mir? warum eine Unterbrechung der schönen Stille, in welcher wir lebten? Waren wir denn nicht glücklich? Waren Sie es nicht? Ich war es und dachte so wenig an ein verborgenes Gefühl, wie an den Tod, der vielleicht einst für mich aus den blauen Wellen unsers Meeres auftaucht. Da sprechen Sie, und ich weiche zurück.

Ich weiß noch, wie der Abend unsers Besuches auf der Fregatte war — ich weiß auch noch, wie ich Sie ansah. Ich wollte meine Empfindung der Stunde mit dem Menschen theilen, der mir am liebsten ist, denn daß Sie mir das sind, wissen Sie. Aber hätte ich geahnt, daß Ihr Herz mir so antworten würde, wie Sie sagen, daß es gethan, Sie hätten meine Augen an jenem Abende nimmer gesehen.

Ein Gedanke kommt mir — wie, wenn der böse, himmlische Abend mich verwandelt hätte, wenn Sie mich nur in dieser Verwandlung liebten, oder zu lieben glaubten, wenn der Zauber aufgehoben würde, Sie mich wieder sähen, wie ich bin, verwundert lächelten und mir etwas beschämt sagten: Verzeihung, meine liebe Freundin, ich habe geträumt?

Was meinen Sie? O daß Sie es mir sagten!

Fragen Sie sich recht deutlich, ob es nicht so ist. O wenn es wäre!

Von ihm.

Bezaubert sein? Ja. Träumen? So wenig wie Gott die Welt träumt, anstatt sie zu denken. Wach bin ich, wach, wie das Morgengetümmel unten am Hafen, wach wie der Bildhauer, der den ersten Schlag auf seinen Marmorblock thut. Er träumt nicht, daß er Gott oder Göttin daraus hervortreten lassen wird, er thut es; ich träume nicht, daß ich Sie liebe, ich thu' es.

Träumen — lächerlich! Ich hab' wohl noch nicht geträumt? Ich bin ein unschuldig Kindlein an der Amme Brust, nicht wahr? Denn ein Junge von sieben Jahren weiß in unserer analysirten Welt, woran er ist.

Und doch — ich hab' noch geträumt. Als ich jung war, d. h. unter zwanzig, war die Welt noch nicht so aufgeklärt wie heut. Der Teufel wurde noch als eine nöthige Poesie verehrt. Sie sehen, ich bin alt genug, um vernünftig zu sein, denn jetzt ist der arme Teufel in letzter Instanz zum Nichtdasein verurtheilt. Der arme Teufel — ich habe ein so menschliches Empfinden gegen ihn, daß ich nächstens in seine alte Hölle hinunterwill, um ihn zu trösten und zu beklagen. Vielleicht tröstet er mich dafür, daß Sie es über Ihr weiches Herz bringen

können, mir zu sagen, ich träume, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe.

O ernstlich jetzt, ernstlich, wie man reden muß, wenn man in der Jury über Tod und Leben entscheidet — glauben Sie, ich habe mich nicht gefragt, ob ich dieses Mal wirklich liebe, ob ich Sie wirklich liebe? Ich habe mein Herz mit der Prüfung ergründet, und im Innern meines Herzens entdeckt' ich den Grund meiner Liebe — ich habe mich gefragt, und meine unsterbliche Seele — denn an die glaub' ich noch — antwortete mir siegreich, daß ich Sie liebe, liebe, liebe.

Ganz offen — ich habe mich Ihnen nicht gern ergeben, ich habe heftig und eigensinnig wider Sie in mir gestritten.

Die Freiheit ist göttlich. Es ist das frischeste Glück, von der sonnenbestrahlten Höhe der Jugend in dem Lande der Welt umherzublicken und sich zu fragen: welchen der Wege steig' ich hinunter? Es ist köstlich sich sagen zu können: welche Frucht dich locke, kannst du den Baum erklimmen, an dessen Zweig sie hängt, ist sie dein — welcher Quell dir labend erscheine, aus dem trinke dich satt — welches Thal dir zum Ausruhen lieblich dünke, in dem ruhe dich aus. Du wirst nicht getrieben, du wirst nicht erwartet, du bist der freie Wanderer, vogelfrei im lustigen Sinne, du bist noch

der kecke Handwerksbursche im mühsamen Gewerbe des Lebens.

Sehen Sie, ich erkannte alle diese Vorzüge meines bisherigen Seins, wollte sie durchaus noch behalten, noch tüchtig genießen. Und so stritt' ich wider Sie.

Ich fragte mich: wird diese Liebe dir Alles, was du ihr hingiebst, ersetzen? Wird sie unversieglich sein? Und wenn auch — willst du lieber gebunden, als frei sein?

Ich sagte mir: wenn du eine Frau in ein Haus geführt hast, so mußt du auch bei ihr in dem Hause bleiben, und ein Haus hat vier Wände, und von diesen ist dann deine Welt eingeschlossen.

Ich sagte mir weiter: du hast keine Geduld, und mit einer Frau mußt du viele Geduld haben, denn sie ist schwach und hat vom Leben das Schwerere zu tragen.

Ich fragte mich endlich mit der größten Aufrichtigkeit: kann die Liebe überhaupt dauern?

Ich nahm mir vor, ich wollte nach Neapel und Sicilien — Sie sehen, mache ich Anstalten zur Abreise?

Ich nahm mir auch vor, Sie den oder den Tag nicht zu sehen — nun, welchen Tag bin ich nicht erschienen, bitte?

Und wenn Sie wüßten, was ich noch habe anstellen

wollen, um die Liebe und Sie los zu werden, aber ich kam nie bis zum Anstellen, ich ließ es lieber gleich sein, wußte doch, es wäre unnöthig, nein, unnöthig wär's nicht gewesen, vielmehr höchst nöthig, aber überflüssig wär's gewesen.

Wollen Sie die Gnade haben, mir zu wiederholen, ich könnte doch vielleicht träumen?

Von ihr.

Nein, für den Augenblick, leider, nein. Sie sprechen so entschieden, in gewisser Art so wenig übertrieben selbst, daß ich nicht mehr rufen kann: wachen Sie auf. Ihr Brief ist scheinbar vernünftig — leider! Ich wollte, er wäre phantastisch, wie Sie manchmal sein können, und ich könnte über ihn lachen. Jetzt bin ich traurig und frage noch ein Mal: warum? Warum dieses Gefühl?

Und auch, wie konnte es entstehen? möchte ich fragen. Unser Verhältniß hatte so ruhig angefangen, sich so einfach fortgesponnen. Sie sind so jung, so — verwöhnt, die Frauen hier sind so schön — ich bin kaum mehr jung, war nie schön. Und dachte so gar nicht daran, in Ihnen etwas Anderes zu sehen, als einen lieben Gesellschafter, einen Freund, wie er einer jeden Frau gefallen würde. Ich war so ganz unbefangen, wie ist es denn gekommen, daß Sie aufhörten, es zu sein?

Von ihm.

Sie waren unbefangen? Ja, das weiß Gott. Wenn dies Bewußtsein Sie trösten kann über das vorgegangene Unglück, so haben Sie dieses Bewußtsein. Sie waren unbefangen zum Vernünftigbleiben und zum Rasendwerden. Nochmals, beruhigen Sie sich — hätte Ihre Unbefangenheit mich schützen können, ich war sicher vor Ihnen bis wir alt wurden. Daß sie mich nicht geschützt hat, ist einfach: Sie waren in ihr ganz Sie selbst, und was Sie als «Ganz Sie selbst» sind — ich mag Ihnen nicht schmeicheln, d. h. verstehen Sie mich, Nichts sagen, was Sie für Schmeichelei halten würden — ich kenne Sie ja. Genüge es Ihnen, daß Sie, unbefangen, Sie waren, und daß ich Sie liebte, als ich Sie, Sie, Vision, Poesie, Musik, anschaute, empfand, was weiß ich — ich schreibe Unsinn, verwickele mich — nun, man kann es entschuldigen — entschuldigen Sie's und thun Sie mir nicht mehr solche Fragen, wie es kommen konnte u. s. w. Sie dürfen nicht so naiv fragen — Sie, deren Seele das Verständniß für das Weltall besitzt, sollten nicht begreifen können, warum ich Sie lieben mußte? Ich bitte Sie, muthen Sie mir nicht zu, dergleichen glauben zu sollen — Sie, immer so wahr, warum Bescheidenheit? — es ist Ihrer nicht werth —

Bescheidenheit, diese Art, ist immer Heuchelei unserm Selbstbewußtsein gegenüber — Sie müssen wissen, was Sie sind.

Für den «lieben Gesellschafter, den Freund, welchen man gern hat,» dank' ich Ihnen innig, bin ganz beschämt durch Ihre Güte, und möchte Ihr Billet am liebsten mit den Zähnen zerreißen, wenn es nicht naß von meinen Thränen wäre. Gott verzeih' es Ihnen, daß Sie mich zum Weinen bringen!

Von ihr.

Genug, ich glaube Ihnen; keine solchen Worte mehr, aufstörend wie Windhauche vor dem Gewitter. Ich habe meine Ruhe zu vertheidigen — ich bin nicht kalt und alt genug, um Sie anzuhören, als redeten Sie nicht zu mir — schweigen Sie und lassen Sie mich Ihnen sagen, was uns nun noch übrig bleibt.

Unser Haus ist zu sehr das Ihrige geworden, als daß es nicht unangenehm auffallen müßte, wenn Sie sich zurückzögen. Eine Abreise kann hier allein helfen. Ich kann nicht fort — Sie können es. Das Leben der letzten Monate war ein sehr schönes — nun muß es enden — was endet nicht? Mir kommen die Thränen in die Augen, da ich mir es zum letzten Male betrachte — ein Frühling war's, genug, er hört auf. Es thut mir bitter, bitter weh — ich fühl's erst jetzt, wie lieb Sie

mir sind — erinnern Sie sich des alten Spruches: alldieweil Lieb bei Lieb ist, so weiß Lieb nicht, wie lieb Lieb ist; wenn aber Lieb von Lieb scheidet, so empfindet erst Lieb, wie lieb Lieb war. So wird mir's sein — wie oft werd' ich Sie rufen, o, mit welcher Bangigkeit! Sie haben mich in der Gewöhnung an Sie so verwöhnt, daß Sie mir unersetzlich sein müssen — Ihre Geduld, Ihr Anhören, Ihr Antworten kann ich von keinem andern Freunde, nicht in meiner Familie, nicht von meinem Vater selbst jemals erwarten — wenn ich Ihr Auge suchte, so war es bereit, mir zu antworten, wenn ich traurig wurde, so war Ihr Schweigen da, welches mir nachgab und mich beschwichtigte — Sie schützten mich vor dem Stein im Wege, vor der Sonne am Mittag, vor der Luft, wenn sie Ihrer Sorge für mich nicht genügte — o, hätten Sie geschwiegen, dürfte ich morgen wieder auf Ihr rasches Steigen die Treppe herauf horchen, Ihnen wieder die Hand geben, wüßte ich, daß Sie bei mir bleiben würden den Tag über — Sie haben geschrieben, was uns trennt; es ist mein Schicksal, daß meines Lebens lieblichste Zeit schon endet — Gott mit Ihnen, kommen Sie Abschied nehmen zu einer Stunde, wo ich nicht da sein werde, reden Sie von — was Sie wollen, was unsern schriftlichen Zank plötzlich unterbricht, denn als solchen hab' ich unsern befremdenden

Briefwechsel vorgestellt. Sie werden ja Etwas erfinden, etwas Wahrscheinliches, darum bitte ich Sie dringend — ich werde unterbrochen — bitte — bitte, morgen —

Von ihm.

Was wollen Sie? Sagen Sie mir's, damit ich Sie verstehe. Wenn ich nicht drei Mal gelesen hätte, was Sie mir schreiben, würde ich an meinem Verstande zweifeln. Oder bin ich auch wirklich bei Sinnen?

Ich bin Ihnen lieb, sagen Sie? Unser Leben — ich nenn' es so, denn wir lebten abgeschieden von den Andern für- und miteinander — dieses Leben war schön? Die letzte Zeit die lieblichste des Ihrigen? Sie werden weinen, Sie werden mich rufen? Warum soll ich denn da fort? Wenn Alles so ist, müssen Sie mich ja lieben — nicht? Und wenn Sie mich lieben, warum soll ich denn da nicht bleiben, warum wollen Sie da nicht meine Frau werden?

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir deutlich — ich bin nicht weit davon, verrückt zu werden.

Von ihr.

Ich soll deutlich, mit der bewegten Hand feste Züge, klare Worte schreiben? Ich will es versuchen. Ich wünsche, daß wir uns verständigen vor der Trennung, damit wir uns einst als Freunde wiederfinden können.

Denn nicht für immer trennen wir uns — nein, nein, wenn Sie erst wieder anders denken, kommen Sie wieder zu uns, zu mir zurück.

Wenn Sie der Mann der heutigen Welt sind, die Frage und Zweifel ist, warum soll ich nicht die Frau derselben sein, und warum soll ich nicht als Frau der Gegenwart an der Liebe zweifeln?

Nicht an der augenblicklichen, an der aufwallenden, an der, die Sie eben jetzt für mich empfinden — die ist da, und die ist wahr.

Aber die, welche eins mit dem Leben wird, eins nicht nur für die Erde, nein, auch für den Himmel, die ist nicht da, weil keine Zeit mehr zu einer solchen Liebe vorhanden ist. Jeder Mann hat so ungeheuer viel zu lernen, zu erfahren und zu erringen, daß er unmöglich die Hälfte seiner Stunden an eine Liebe wenden kann. Und die Hälfte unserer Stunden muß eine solche Liebe doch haben — genug noch, wenn sie nicht alle in Anspruch nimmt.

Wenigstens werde ich nie glauben, daß mir eine solche Liebe zu Theil werden könnte. Und mit dieser Ueberzeugung soll ich mein Herz einer Leidenschaft aufmachen, daß sie darüber Herrin werde, während ich aufhöre, es zu sein? Nein, in mein Herz soll keine Liebe kommen.

Ich habe mich nach einer gesehnt — o, ein Mann

weiß gar nicht, was es heißt sich nach Liebe sehnen. Das wissen nur wir, wir, die wir ungeliebt nicht eigentlich leben. Aber besser nicht erst leben, als leben und dann sterben. Besser nicht erst haben, als haben und dann verlieren. Wissen Sie, was es heißt, wenn eine Frau ihre Liebe verloren hat? Nein, aber ich weiß es — ich habe es gesehen, Frauen so gesehen. Sie verzweifelten nicht, o nein, Verzweiflung ist noch ein Ringen und Ringen ist Leben — sie waren still. Verstehen Sie? Die Stille ausgebrannter Heiden. Sie waren still und auf immer. Mit ihnen konnte es nicht mehr anders werden.

Das habe ich gesehen und habe den Muth zur Liebe verloren.

Von ihm.

Wollen Sie, daß ich so klein von Ihrer Seele denken soll? Wenn es so wäre, wie Sie sagen, da wäre ja der Landmann größer, der seine Saat in die Erde wirft, und dann erwartet, was die Wolken bringen werden? Sie haben den Muth, an eine Ewigkeit zu glauben, und Sie hätten nicht den zu lieben?

Von ihr.

Wenn Sie mich mit verachtendem Mitleid verwundert ansehen, wenn Sie fühlen, daß Sie hoch über mir

stehen, wenn Ihnen meine Seele arm, klein und unwürdig erscheint, ich will Alles dulden, aber ich will ungestört in meiner Stumpfheit bleiben, ich will kein Wetterleuchten von Glück.

O, ich bitte Sie, wenn Sie je in mir eine Freundin sahen, ehe Sie mich unseliger Weise zur Geliebten erwählten, schonen Sie mich, geben Sie mich auf. Wenn ich Ihnen nun glaubte, und Sie ließen mich dann ohne Ihr Herz — sehen Sie, ich könnte an Gott verzweifeln und fallen, fallen bis zur tiefsten innern Entsittlichung, denn ich wüßte dann nicht mehr, warum ich edel sein sollte. Ich spreche nun doch deutlich genug, nicht wahr? Und Sie sehen ein, daß es bei mir etwas anders sein würde, erst geliebt und dann verlassen zu werden, als bei den Frauen, die Sie bisher kannten, und die stark waren oder so hoch standen, daß Alles unter ihren Füßen blieb — nicht wahr, Sie fühlen das? So geben Sie mich auf, da Sie mich nicht können vernichten wollen.

Von ihm.

Ich gebe Sie nicht auf, nicht eher, als bis Sie mir sagen: ich kann Sie nie lieben.

Sind nicht die gewöhnlichsten Menschen jahrelang unabwendbar von der Verfolgung ihrer gewöhnlichen

Zwecke? Und ich sollte mich durch die vier Worte: geben Sie mich auf, von der Verfolgung meines Glückes abbringen lassen?

Nie. Eher läßt der Adler von der Alpe und der Löwe vom heißen Walde, ehe ich von dem Willen lasse, Sie zu lieben und zu haben.

Sie irren sich, wenn Sie mir versichern, daß Sie nicht an die Liebe glaubten — Sie glauben so sehr an sie, daß Sie sich vor ihr fürchten. Aber Sie sollen sich nicht davor fürchten. Wenn Sie nicht lieben wollen, was wollen Sie denn da auf Erden thun? Wenn ein Vogel mit starken schönen Schwingen immerfort auf einem Baume sitzen bliebe und auf die Aufforderung, doch die «freien blauen Lüfte» zu versuchen, kläglich die Antwort zwitscherte: ich fürchte mich herunterzufallen, was würden Sie denn da sagen? Lachend: der thörichte Vogel! So sage ich von Ihnen: die thörichte Seele! Eine Seele aber darf nicht thöricht sein — sie ist zur Weisheit geschaffen.

Und welche kleinliche, engliche, ärmliche Ansicht, daß jetzt keine Zeit zur Liebe da sei! Zieht man denn auf die Universität, um die Liebe zu studiren? Sitzt man auf dem Büreau, um die Liebe aktenmäßig auszuarbeiten? Schlägt man im Wörterbuche nach, um die Ausdrücke der Liebe zu suchen? Muß man auf die Börse,

um sich nach den Briefen zu erkundigen, die man von der Geliebten zu erwarten hat? Verhandelt man die Liebe in der Kammer, schließt man diplomatische Verträge über sie ab? So lange bei den allerdings tausendfachen Geschäften, die wir ehrenhalber zu betreiben und abzumachen die Miene machen müssen, noch Zeit zum Athmen bleibt, so lange bleibt auch noch Zeit zum Lieben.

Dagegen haben Sie völlig meine Einstimmung, wenn Sie am Bestehen der Liebe zweifeln. Was besteht, veraltet. Liebe darf, soll, kann nicht bestehen. Aber entstehen, täglich, unaufhörlich, immer gleich, die Morgenröthe jedes Tages, das Erwachen aus jedem Schlafe, das kann sie sein und sie dazu zu machen ist jeder Frau möglich. Einer Ehefrau freilich nicht, eine Ehefrau ist Alles, was auslöscht, was erstickt, was verdumpft, was tödtet — aber werden Sie je eine Ehefrau werden, werden Sie nicht immer eine Frau bleiben, d. h. Alles, was entzündet, was weckt, was reizt, was Leben schenkt? Und ich sollte Sie nicht immer lieben?

Nur das eine bestimmte Wort: können Sie mich nie lieben?

Von ihm.

Ich habe drei Stunden gewartet — Sie antworten nicht — ich komme wieder.

Ich kann nicht leugnen, daß ich hoffe. Das verneinende Wort hätten Sie mir schon lange schreiben können und — auch geschrieben. Das bejahende zögert noch in der Feder. So mein' ich wenigstens. Ich kann mich täuschen, aber — ich hoffe.

Wenn Sie schrieben: ich erwarte Sie!

Warum wollten Sie denn auch einsam bleiben?

Ich male mir unser Haus vor. Ich denke mir Sie darinnen als meine Frau — ich denke weiter.

Wir werden glücklich sein, wenn Sie mich lieben können. Wenn Sie es aber nicht könnten? Und doch, sollten Sie wirklich kalt sein? Freilich, Sie brauchten es nicht zu sein, und könnten es doch gegen mich sein.

Die Minuten gehen hin, gehen hin, und ich warte.

Ihre Terrasse liegt im Mondlicht. Ich sehe jeden Augenblick vom Papier und hinüber. Wären Sie oben, ich würde Sie errathen. Sie sind nicht oben. Wo sind Sie? Im Salon, in Ihrem Zimmer, im kleinen Garten? Wenn ich doch hinkönnte, sehen, was Sie thun, wie Sie aussehen! Ich horche, ob der Bediente nicht die kleine Treppe heraufsteigt — er kommt nicht, bringt keinen Brief — es ist eine Qual, so zu warten.

Und die ganze Nacht dehnt sich vor mir, und ich soll sie hinbringen ohne zu wissen, was, wie — denn heute schreiben Sie nun nicht mehr. Gott, mein Gott,

wie kann ein menschlich Wesen das andere so zu foltern nur das Herz haben! Schreiben hätten Sie wenigstens können, gleichviel was, nur schreiben, schreiben!

Was mich auch peinigt — Thor, als ob es mich etwas anginge! daß Ihre Furcht vor der Liebe doch aus einer wenn auch nur halben Erfahrung entsprungen sein könnte. Daß Sie, wie so oft die seltensten Geschöpfe — doch nein, nein — Ihr Wesen ist zu frisch — kein Stral hat es noch berührt — Gott sei Dank! Es können Männer Sie flüchtig interessirt haben, geliebt haben Sie noch nicht. Lächeln Sie nicht — ich bekenn's, ich wäre furchtbar eifersüchtig auf die Vergangenheit. Wenn ich mir lebhaft vorstellte, daß Ihr Herz schon einem Schritte geantwortet hätte, daß Sie schon ein an Sie geschriebenes Blatt voll Liebe, auch nur halbbewegt durchlesen hätten — Verzeihung, ich bin sehr anmaßend und sehr lächerlich, das will sagen, ich bin unter der Macht der Liebe. Ich wehre diese Gedanken von mir, ich bin überzeugt, Sie fürchten eben aus Unerfahrenheit. Sie haben einige Frauen alleinlassen sehen, und meinen nun, das müsse allen geschehen. Aber Sie wissen nur nicht — denn Sie sind wirklich bescheiden, Sie haben diese Thorheit der großen Seelen — Sie wissen nicht, was die meisten Frauen sind und was dagegen Sie sind, nicht daß Ihr Loos ein tausendfach anderes sein

muß als das «der Frauen,» weil Sie tausendfach anders sind, als «die Frauen.»

Und glauben Sie denn, Sie werden sich immer vertheidigen können? Glauben Sie, Ihre Stunde werde nie schlagen? Mich weisen Sie zurück, und in wenig Monaten vielleicht lieben Sie einen Andern, werden dann wirklich, was Sie sich bei mir nur einbildeten, unglücklich — o, um Ihretwillen lassen Sie mich Sie lieben.

Von ihm.

Der Mond ist unter, dunkel das Meer, dunkel die Stadt. Es ist Nachtmorgen, Morgennacht, und das Meer ruht, und die Stadt schläft, und die Schiffe rühren sich noch nicht, sie haben noch Stätte im Hafen, und ich — ich wünsche, daß Sie nie eine Nacht durchbringen mögen, wie ich diese durchgebracht.

Ich hoffe, daß Sie gestern Abend noch geschrieben haben, daß mir Ihr Brief mit dem Frühesten gebracht werde, daß ich daher nur noch einige Stunden darauf zu warten habe, und — und weiter hoff' ich Nichts mehr.

Von ihm.

Es ist Morgen, nicht nur früher, nein, später, voller Morgen, und noch keine Zeile von Ihnen.

Dieses Schweigen wird wohl Ihre Antwort sein.

Ich hätt' es nicht gedacht, daß ich Ihnen so ganz, aber auch so ganz gleichgültig wäre. Nicht ein Mal zu schreiben!

Sie würden nicht, Sie würden nicht so schweigen, wenn Sie wüßten, was ich fühle.

Wenn Sie doch wenigstens versuchten, ob ich nicht treu bleiben würde! Wenn Sie mir nur erlauben wollten Ihnen zu beweisen, daß ich jene Liebe für Sie habe, von der Sie selbst bekennen, sie sei Glück! Aber Sie wollen von mir kein Glück. Sie geben mir vor, Sie fürchten die Liebe, weil Sie mir nicht weh thun wollen mit dem Bekenntnisse, daß Sie mich nicht lieben können. Sie haben Mitleid, und so sagen Sie, daß Sie die Liebe fürchten. O wenn ich Ihnen doch gleichgültig wäre — Gleichgültigkeit ist ein Boden, in welchem Alles Wurzel fassen kann. Aber dieses Mitleid und diese Freundschaft, die immer Dem gereicht werden, welcher mit brennendem Herzen um Liebe bittet! Das ist als würde einem Verdurstenden geschmolzenes Silber statt lebendigen Wassers gereicht.

Ich weine. Sie haben meine ganze Kraft zerbrochen. Ich kann kaum schreiben vor Thränen. O Liebe, Liebe! Wenn ich Ihnen sonst Liebesworte vorlas, zitterten Ihre Wimpern, in Ihrer Hand klopften die Pulse deutlicher — jetzt sprech' ich wahre Liebe aus, meine zu

Ihnen, und Sie wollen mich jetzt zum ersten Male kalt hören? O kein Mitleid — keine Freundschaft — ich falte die Hände: Liebe!

Und doch — wenn Sie keine für mich haben können, so werden Sie mein aus Mitleid und — aus Freundschaft! Sehen Sie, wenn Sie mich so gehen ließen — Sie sagen, Sie würden fallen, wenn die Liebe, auf die Sie sich ein Mal gestützt, sich Ihnen entzöge — wissen Sie denn, wohin ich mich — stürzen würde, wenn ich von Ihnen hörte: Nie — wissen Sie es? Haben Sie aber kein anderes Wort zu sagen, so — sagen Sie es wenigstens; selbst dem Verbrecher wird ja sein Urtheil angekündigt. Und halten Sie es nicht für Schwäche, daß ich Sie so gebeten habe — glauben Sie mir, es gehört mehr Stärke dazu, als zum Schweigen, das tödten würde, die ganze Stärke einer ersten, einzigen und ewigen Liebe.

Sie empfangen hier drei Blätter auf ein Mal — werden Sie mir jetzt antworten?

Von ihr.

Sie sind es, der foltert. Sie sind es, der kein Mitleid hat. Bin ich Ihre Sklavin, daß ich Sie lieben soll wider meinen Willen? Ich würde Sie lieben, wenn Sie blieben, und ich will nicht lieben, nicht Sie und keinen

Andern, nie, nie, nie — darum sollen Sie mich frei und in Ruhe lassen.

Und ich muß Ihnen das auch erst schreiben!

Von ihm.

Endlich!

Glauben Sie nicht, daß ich jauchze, nein, dazu ist Ihr Billet nicht. Aber Hoffnung hab' ich wieder und — die lassen Sie mir.

Hören Sie mich an. Ich weiß, daß Sie noch ganz frei sind, sich noch von mir losmachen können, sobald Sie wollen, aber — wollen Sie es nicht. O, wenn Sie jemals geträumt haben wie ein junges Mädchen, wenn Sie je ein Brautpaar sahen und unwillkürlich sagten: wie die glücklich sind! wenn Sie je ein schönes Kind küßten und sagten: ein liebes Kind! und vielleicht dabei ein tieferer Athemzug aus Ihrer Brust kam — und dann — Sie müssen schon daran gedacht haben, was es heiße, einen Menschen glücklich machen — Sie können es jetzt — hören Sie mich denn.

Wir sind im hiesigen, im südlichen Frühling. Ich werde reisen, morgen schon. Ich werde reisen und erst dann zurückkehren, wenn es übers Jahr in unserm Norden Frühling ist, also etwa in sechszehn Monaten. Dann werde ich Sie in unserm Norden aufsuchen und mein

Schicksal von Ihnen erbitten. Bis dahin werde ich nur von meiner Hoffnung leben, denn ich bitte Sie nicht, daß Sie mir schreiben mögen, ich bitte blos um die Erlaubniß, daß ich Ihnen bisweilen schreiben darf und — daß ich Ihnen von meiner Liebe schreiben darf. Sagen Sie, wollen Sie das? Bedenken Sie, daß Sie ja gänzlich frei bleiben. Und — darf ich Abschied nehmen kommen?

Von ihr.

Ich werde Sie erwarten. Wir werden im nächsten Frühling unzweifelhaft zurückreisen, und ich werde Sie in meiner Heimat erwarten. Ihre Briefe werden mir liebe Grüße sein.

Keinen Abschied, d. h. von mir nicht. Kommen Sie morgen gegen elf. Ich werde aus sein. Eines versprech' ich Ihnen: wie Sie auch zurückkommen mögen, mich werden Sie wiederfinden, wie Sie mich verlassen — als Ihre Freundin. Darum kommen Sie in jedem Falle zu uns.

## II.

## Sie und das Schwesterchen.

Es war etwa zwölf Uhr.

Der kleine Garten, welcher im ersten Stock des Palastes Grimaldi lag, war hell von der köstlich war-

men Sonne. Die Orangen glühten, die Camellien leuchteten, die Hyazinthen und Tazetten dufteten, Rosen erschlossen sich, es war ein kleines Nest voll Frühling, heimlich eingerichtet zwischen den hohen Mauern des alten, meernahen, genuesischen Palastes.

In diesen Garten öffneten sich drei Thüren. Die zum großen Saale stand offen. Eine jugendliche Gestalt bewegte sich im Saale unruhig hin und her. Endlich kam sie mit einer großen Vase voll prachtvoll farbiger Blumen in den Garten. Sie nahm den Strauß aus der Vase und warf ihn auf den Marmortisch, welcher im Schatten vor einer Bank stand. Einige der schönsten Camellien entblätterten sich. «Die dummen Blumen halten sich auch gar nicht!» Sie warf das Wasser aus der Vase fort, ging an eine marmorne Muschel, die an der Mauer angebracht war, drehte den Hahn, der unter einer ruhenden Najade hervorsah, ließ das frische Wasser in die Vase laufen, ließ diese zu voll werden und fühlte auf ein Mal ihre kleine Hand überströmt. «Da ist der ganze Aermel naß — unausstehlich, daß sie noch nicht kommt — das kommt davon her, wenn man sich fremde Angelegenheiten zu Herzen nimmt!» Das junge Fräulein war offenbar sehr ungnädig.

In diesem Augenblicke erschien in der Saalthür eine zweite junge Dame, ich sage jung, obwohl sie an zehn

bis zwölf Jahre mehr haben mochte als die erste. Eine schlanke, biegsame, etwas leidende Gestalt, ein blasses, aber anmuthiges Gesicht, der Anzug ein dunkles einfaches Reitkleid, das Aussehen ebenso vollkommen undeutsch, wie das der Jüngeren ächtdeutsch und zwar ächt norddeutsch war. Sie blieb stehen und sagte mit einer lieblichen, verschleierten Stimme: «Da bin ich wieder.»

Das junge Fräulein an der Muschel drehte sich blitzschnell um und fuhr auf die Schwester zu. Bei ihrer Hast begoß sie sich auch das Kleid, aber sie fragte Nichts danach, sie fragte die Schwester, wo sie eben jetzt gewesen, sie fragte laut, böse, herrisch, recht wie ein verzogenes jüngstes Töchterchen und Schwesterchen. Bei dem Namen Cäcilie zog sie die Schwester zur Rechenschaft.

Cäcilie erwiderte: «Ich bin nach der Lanterna hinaufgeritten und —»

Sie konnte nicht vollenden; das Schwesterchen schrie mit dem frischesten Stimmchen von der Welt: «Und jetzt hast Du's — Adlerhelm war hier, und heute Abend fährt er nach Livorno, und —» sie drehte eilfertigst um, ließ ihre Vase auf den Tisch setzen, kam wieder sich vor die Schwester stellen und fragte, ihre kleinen Hände in ihrer kleinen Schürze abtrocknend: «Nun, was sagst Du dazu?»

«Ich wußt' es, Tony,» antwortete Cäcilie mit einem Lächeln, welches ihr sehr schwer fiel.

Tony rief, die Hände zusammenschlagend: «Deswegen hat Papa sich nicht gewundert! die arme Mama war ganz in Angst, wo Du wärest — unnöthige Angst!» Sie ging schmollend an den Tisch zurück und machte die meisten Blumen entzwei, anstatt sie in die Vase zu bringen.

Cäcilie hatte die Augen auf den Mosaikboden fallen lassen und stand blaß und gebeugt. Eine bittere Angst entstand in ihr. So war es geschehen, wie sie gewollt; während eines Jahres sollte sie ihn nun nicht wiedersehen! Und doch — noch war er nah; den Bedienten in den Palast Balbi gesandt, mit zwei Worten, und Adlerhelm eilte, flog, sie wußt' es ja, und das Jahr durfte nicht sein, keine Trennung, keine Erwartung.

Sie war so beschäftigt mit dieser Möglichkeit, die ganz von ihr abhing, daß sie es nicht eher gewahr wurde, wie Tony sich ihr wieder genähert hatte, als bis das Schwesterchen ihre niederhängende Hand nahm. Da fuhr sie auf und sah das Kind, dem sie sonst so überlegen war, verwirrt und erröthend an.

Tony sagte ernstlich und treuherzig: «Hör, Cäcilie, schick' hin.»

«Was denkst denn Du,» sagte Cäcilie unmuthig und suchte ihre Hand loszumachen.

Tony hielt die widerstrebende Hand zärtlich fest und wiederholte dringender: «Cäcilie, schick' hin. Oder ich will's. Ich will's auf meinen Kopf hin gethan haben, nachher kannst Du mich verleugnen, und sogar schelten, mir ist's eins, nur schick' hin. Wenn Du ihn gesehen hättest! Die Thränen standen ihm in den Augen — er hat mich so erbarmt — ich hätte beinahe geweint.» Tony wischte sich mit dem Rücken ihrer freien Hand die dicken Thränen ab, die aus ihrem mitleidigen Herzchen unwiderstehlich heraufquollen. «Denke daran, welche Schuld Du auf Dich nimmst, wenn Du ihn so fortreisen lässest. Wer weiß, was er anfängt. Wenn er nun —» Tony schluchzte — sie dachte etwas Schreckliches und wollte es nicht aussprechen. «Oder wenn,» sie sprang aus der tiefern Rührung wieder in das entschiedenste Bösesein um, «wenn er nun ärgerlich wird und eine Andere heirathet? Was wirst Du da sagen? das möcht' ich wissen.»

Cäcilie hatte sich während Tony's schöner Beschwörung wieder gefaßt, streichelte lächelnd des Schwesterchens Haar und fragte: «Wer sagt Dir denn, daß ich ihn heirathen will, oder er mich? das sind alles Einbildungen, die Du in Deinem Köpfchen heckst. Ich

wußte, daß er heute kommen würde, um Abschied zu nehmen — er schrieb mir gestern auf ein Mal, er müsse fort — Du weißt, wir hatten einen kleinen, scherzhaften Briefkrieg — Abschied nehm' ich nicht gern, ich sagte ihm in ein paar Zeilen Adieu und ritt aus — das ist sonderbar, wenn Du willst, aber ich bin nun ein Mal sonderbar — nicht? Was Du Dir sonst einbildest, ist — eingebildet.»

Cäcilie hatte mit fieberhafter Heiterkeit gesprochen. Tony schlug die Arme übereinander, sah die Schwester finster an und sprach nachdrücklich: «Cäcilie, von Allem, was Du mir hier vorgeschwatzt hast, glaub' ich Dir — kein Wort, außer daß Du nicht hast Abschied nehmen wollen. Wenn Du denkst, Du kannst mich belügen, wie es Dir gefällt, so irrst Du Dich. Du mußt mich für sehr dumm halten, sonst könntest Du mir nicht dergleichen Dinge aufbinden wollen — ja, aufbinden wollen, sag' ich,» wiederholte Tony, sich rechtmäßig für ihre gekränkte Würde erhitzend. «Und da Du kein Vertrauen zu Deiner Schwester hast, wird Deine Schwester einst auch keines zu Dir haben, das sag' ich Dir. Und jetzt geh' fort, denn ich bin so böse auf Dich, daß ich, wenn ich Dich länger ansehe, meine Vase auf die Erde werfen würde, und um die Vase wär's doch Schade. Adlerhelm hat sie mir geschenkt,» fuhr sie gefühlvoll werdend,

mit weicher Stimme fort, «und deswegen möchte ich sie erhalten als Erinnerung an einen frühgeschiedenen Freund. Mein Herz ist nicht hart, ich liebe meine Freunde, ich weise sie nicht fort wie Verbannte in eine ewige Einöde, ich —»

Cäcilie ließ das Schwesterchen bei der Aufzählung von Allem, was es thäte und nicht thäte. Ihre Zimmer lagen im zweiten Stock. Streiflichter des Meeres waren zwischen den mannichfach geformten Terrassen der Dächer sichtbar. Cäcilie setzte sich in ihrem Reitanzuge an das Fenster und blieb da, blieb da, der Zeit vergessend, bis ihr Mädchen sie erinnern kam, daß die Speisestunde schon ganz nah' sei. Aller Eil unerachtet kam sie zu spät zu Tische, und ruhig sah sie auch nicht aus. Tony vermied es grollend, sie anzusehen; die Mutter dagegen suchte ängstlich in ihren Zügen zu lesen. Selbst der Vater erwartete sichtlich irgend eine Aeußerung, die ihn berechtigte, in den Palast Balbi zu senden. Cäcilie that keine, sie hatte sich innerlich verhärtet; sie dachte: «wenn er mich recht liebte, würde er trotz meines Verbotes kommen;» und so schwieg sie. Die Eltern schwiegen auch; sie wollten in der Tochter Schicksal nicht eingreifen; es waren sehr weise Eltern — um so thörichter war Cäcilie.

## III.

## Briefe von ihm und Tageblätter von ihr.

### Von ihm auf dem Dampfschiff.

Der erste Brief, nachdem ich den Boden verlassen habe, der durch Ihren leisen Tritt geheiligt ist. Aber noch Genua gegenüber, auf dem Dampfschiffe. Ich bin viel zu früh gekommen, hielt's am Lande nicht mehr aus. Sehe Ihre Terrasse nicht, aber doch hinüber, wo ich den Palast weiß. O wenn Sie wüßten, was das für eine halbe Stunde war, die ich bei den Ihrigen heute zugebracht habe. Diese Verwunderung zuerst, diese sichtliche Unruhe dann. Wie Ihr Vater mir die Hand schüttelte, Ihre Mutter sie mir leise drückte, Tony, die gute kleine Tony mich mit großen feuchten Augen anstarrte, als begriffe sie's gar nicht, wie ich fort könnte ohne Abschied von Ihnen — und Sie — o Sie waren fort, hielten ruhig auf Ihrem Orlando irgendwo auf der Höhe, blickten klaren Auges hinab auf Genua, dachten nicht an mich — nein, nein, ich will nicht verleugnen was ich hoffe — an mich gedacht haben Sie, und eine Thräne war in Ihrem Auge. Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Sie fragen, ob nicht an diesem Morgen eine Thräne in Ihrem Auge war. Wenn ich Sie wieder-

sehe — wann wird's denn sein? Werd' ich's aushalten können, sechszehn Monate lang? Wissen Sie, daß ich heute tausend Mal auf dem Punkte war, wieder zu Ihnen zu kommen — Ihnen zu sagen — nun, was man in der Verzweiflung sagt? Aber ich wollte vor Ihnen, der Starken, nicht schwach erscheinen, und so — haben Sie mich nicht mehr gesehen. Was es mich gekostet hat? Vergelten Sie es mir einst. Viele Tage mag ich so nicht durchleben — sie kosten die Lebenskraft von Jahren. Ich bin müde zum Umsinken. Wie herrlich heute Genua sich vor mir erhebt — ich hatt' es noch nicht gekannt. Der Augenblick des Scheidens ist oft der der Offenbarungen. Vielleicht, wenn wir Auge in Auge geschieden wären, hätte dann auch Ihr Herz Ihnen Etwas offenbart. Verzeihung! In Livorno such' ich eine Yacht zu finden. Dann — kreuz' ich. Auf dem Meer wird mir besser sein als auf dem phlegmatischen Erdreich, welches, ausgenommen wenn es sich ein Mal schüttelt, immer stockstill liegt, es mag darauf vorgehen, was da will. Das Meer hat mehr Sympathie — es läßt einen ertrinken, wenn man allzu todesdurstig ist. Sie glauben doch nicht, ich wolle Ihnen drohen? So lange ich noch die Möglichkeit vor mir habe, Sie könnten mein Leben anzunehmen geruhen, so lange ist es mir kostbar, als wäre ich von den Besten. Ich werde

nur der Beduine der Flut sein, weil es mir wohl thun wird, nicht weil ich Gefahren suche. Der Mond geht auf, die Barken bringen die Reisenden — wir werden bald — Gott mit Ihnen! Seien Sie in meinen einsamen Nächten der Stern über meinem Haupte, der Schlag in meinem Herzen, seien Sie — einst — mein!

Von ihm aus Livorno.

Sollten Sie glauben, daß ich, so des Meeres gewohnt, es jetzt nicht vertrage? Daß es mich todkrank gemacht hat? Mein Kopf muß zu angegriffen sein. Ich bitte, spotten Sie nicht. Die Erde hat auf ein Mal ungeheure Magnetkraft für mich. Warum, errathen Sie wohl. Ernstlich, hätten Sie es gedacht — ich kann nicht wieder fort vom Lande — eine unnennbare Angst hält mich hier, mir ist's, als wehrte das Meer mich ab, als müßt' ich untergehen darauf. Untergehen und Sie auf der Erde lassen, nein, nein, ich will's nicht — ich werde zu Lande kreuzen. Nun trennt mich eine Nachtweite von Ihnen — ich kann es nicht fassen — ist was man Trennung nennt, nicht blos der entsetzlichste der Träume? Ich wollt', ich erwachte und sähe in Ihren Augen, daß ich geträumt.

Von ihr, erstes Blatt.

Wenn wir den ersten Stoß an unsere Seele rühren lassen, wie lange wallt sie davon nach in unaufhörlichen Schwingungen!

Mir dünkt, meine Ruhe wäre schon seit Monaten gestört und doch sind's nur Tage. Aber die Tage der Unruh haben mehr Stunden, als die der Ruhe.

Ich leide, ich fühle mich fast krank. Ich vermisse Adlerhelm. Alle meine Gewohnheiten sind verrückt und unterbrochen, seit er nicht mehr da ist. Er war so in meinen Tag eingewebt, darum sind jetzt solche Lücken da. Es geschieht mir schon Recht. Immer bisher nahm ich mich so klug in Acht, mich nicht von einer Gegenwart abhängig zu machen; so lieb ich meine Freunde hatte, ich konnt' es ohne sie thun, und hier hab' ich mich einschläfern und diesen einen Freund mir so nothwendig werden lassen, daß ich mit seiner Abwesenheit noch gar Nichts anzufangen weiß. Welche Unklugheit und welche gerechte, aber unangenehme Strafe!

Von ihr, zweites Blatt.

Die ersten Briefe. Aber unerträglich. Das Fieber währt noch bei ihm, und im Papier scheint Ansteckung zu sein. Wie durch den elektromagnetischen Telegraphen

kommt seine Aufregung über den ganzen Meeresraum, der uns trennt, bis zu mir. Ich möchte die Briefe nicht mehr aufbrechen. Ich will's auch thun, will sie zusammenlegen und aufheben, bis er wiederkommt.

Ich dachte eben daran, wenn diese ersten Briefe auch die letzten wären, mit welcher Beschämung würde ich später lesen, was ich eben geschrieben. Selbst dem Papier gegenüber will ich fortan über meine Schwäche verstummen.

Von ihm aus Mailand.

Ich wußte nicht wohin — da fiel es mir ein, wie Sie einst so innig vom Dom hier geredet hatten, und so fuhr ich mit Extrapost hierher, um im Dom für Sie zu beten. Ich that es, auf den Knieen liegend, inbrünstig, und es linderte mich unglaublich — ich entwarf mir geschwind, wie ich, so lange ich es aushielte, hier bleiben und Gott täglich mit Bitten für Sie quälen wollte, da kommt mir, wie ich eben über den Platz hinweggelangt bin, aus der ersten Straße die ganze Familie Russel entgegen. Die herrliche Familie — sie war so erfreut mich zu sehen, sie nahm mich in Beschlag, gewiß, daß ich glücklich sein müßte, wieder mit ihr zu sein, wie einst in England — ich wär's sechs Monate früher auch von Herzen gewesen, aber jetzt — wenn ich meinen Bruder dadurch, daß ich ihm Gesellschaft leistete,

vom Tode aus langer Weile retten könnte, er müßte sterben — ich könnt's nicht. Mir ist jedes Wort unerträglich, das an mich gerichtet wird, geschweige denn die theilnehmenden, indiscreten Fragen einer wahren Freundschaft. Ich schreibe diesen Abend eine Entschuldigung und bin morgen in Verona.

### Von ihm, aus Verona.

In der Arena ist's mir noch besser, als im Dome. Ich bin zufrieden, daß die Russels mich aus Mailand vertrieben. Viel schreiben aber kann ich heute nicht. Ich bin nicht im Stande zu denken. Ich sah heute im Kalender — es sind acht Tage, daß ich Sie nicht mehr gesehen habe. Ich erstarrte. Noch so und so viel Monate! Die kann ich nicht überleben.

### Von ihm, aus Verona.

Verzeihung — mein letzter Brief war wohl toll? Ich wenigstens war's, als ich ihn schrieb. Manche Stunde steigert sich die Sehnsucht denn eben bis zur Unerträglichkeit, und dann werde ich selbst unerträglich. Ich lache manchmal — die Menschen, mit denen ich zu thun habe, sehen mich je zuweilen so bedenklich an, als zweifelten sie halb und halb. Ich zweifle nicht mehr — ich entdeckt' es schon diese Tage: mein Verstand ist ohne mich

nach Genua zurück, ich bin dumm wie — die Vergleichungen stehen Ihnen frei — ich unterschreibe jede. Nicht wahr, ich habe darauf Verzicht geleistet, Briefe von Ihnen zu erhalten? War's nicht so? ich besinne mich nicht mehr ganz genau. That ich's, so sind Sie vollkommen im Rechte, mir nicht zu antworten.

Von ihr, drittes Blatt.

Mir ist's, als wär' mein Herz gestorben, so still, so kalt ist mir's in der Brust. Nur Etwas wünsch' ich, etwas verlang' ich — heim.

Mein altes, heiliges Haus, wo ich zuerst spielte, zuerst betete, zuerst lebte und — weinte, o, könntest Du mich erst wieder aufnehmen nach der langen Zeit, die ich fern von Dir war! Ich hätte Dich nie verlassen sollen — in Dir lebte ich mit dem Frieden, jenseits Deiner Schwelle lag die Ungewißheit — sie umwebt mich jetzt wie Alpennebel, schwül, feucht und wogend — o, wenn ich wieder meinen klaren innern Himmel sähe, wenn ich wieder daheim wäre! der Süden ermüdet mich. Immer Blau und Sonne und Blumen, immer die Natur lächelnd, sie möge schauen in welches Antlitz sie wolle — ich sehne mich, sie wieder traurig zu sehen, ich sehne mich nach den winterlichen Sternnächten. Hier kommt der Schnee nur zu Gastrollen, und ich will ihn

besser haben den Schnee — er war mein Spielgefährte, da ich klein war. Ich werde hier noch krank werden vor dem Ueberdruß an der allzuvielen Schönheit.

Von ihr, viertes Blatt.

Noch nicht wieder im Gleichgewichte, weder er, noch ich. Doch beängstigt's mich nicht mehr. Natürlich, wer aus seiner Stellung geräth, schwankt. Die uns'rige war die Freundschaft, wir haben sie verloren — ehe wir sie wiedergewinnen, müssen wir unbehagliche Empfindungen erleiden. Noch einige Monate, und sein Stolz ist aufgewacht und frägt ihn: aber warum willst Du sie denn zwingen, Dich zu lieben und nicht lieber suchen, sie nicht mehr zu lieben? Und dann wird's ihm leicht, leicht, leicht werden.

Von ihr, fünftes Blatt.

Ihm schreiben — ihm schreiben — wozu? Damit wir nicht aufhören mit der Thorheit?

Nein, mag er sich müde schreiben und lieben. Dann werd' ich die schrecklichen Worte, die wie glühende Spitzen in mein Herz dringen wollen, nicht lange mehr hören. Noch einige Briefe, und dann — wird er zurückkehren, wie ich ihn wollte, und ich werde glücklich sein, denn ich werde freigeblieben sein. Ganz in der Macht

eines Mannes, selbst des edelsten, selbst — Adler-helms — ich will, ich muß frei bleiben — als Sklavin stürb' ich.

Aber nicht länger hier, nicht länger hier! Hier sind die Erinnerungen wie verzogene Kinder allenthalben — ich kann ihnen nicht entgehen. Ich will fortfahren und sie hier zurücklassen. — Da mögen sie im alten labyrinthischen Palaste Geisterchen spielen.

Von ihm, aus Bellinzona.

Addio, Addio — ich gehe über den Gotthard — halt' es unter einem Himmel mit Ihnen ohne Sie zu sehen, ohne von Ihnen zu hören, aus wer da wolle — ich kann es nicht, und wenn ich nie zurückkomme, so haben Sie's gewollt — ich bedarf keiner weitern Beweise, daß ich Ihnen ganz, ganz gleichgültig bin und mich mit meinen bisherigen Liebeserklärungen so lächerlich gemacht habe, wie ein Mensch mit sonst gesunder Vernunft nur werden kann.

Mögen Sie es nie bereuen, mich zurückgestoßen zu haben, mögen Sie mich nie mit vergeblicher Reue zurückrufen, mögen Sie mich vergessen!

Von ihr, sechstes Blatt.

Fort, fort, aus Italien! Mir verloren! Und ich, die da dachte, er würde es auf ein Mal wissen, daß ich

ihn mit ruheloser Sehnsucht erwartete — mir Recht, mir Recht — ich habe mein Glück verschleudert, und kann in dem Elend meines Stolzes nun darben jetzt und immerdar.

Von ihr, siebentes Blatt.

Vergieb, vergieb, komm wieder! Wohin soll ich schreiben? Ich kann ihn nicht erreichen mit meiner Reue, er ließ mich auf ewig zurück. O er that Recht, ich verdien' es tausendfach, aber wie soll ich weiter leben mit dieser Schuld auf dem Herzen, mit dieser glühenden Liebe im Herzen, mit der Scham vor mir selbst, vor meinen Eltern und vor Tony?

Denn sie Alle errathen es, was für eine wahnsinnige Verbrecherin gegen mein eigenes Glück ich gewesen bin.

## IV.

## Beide.

Sie lag auf dem Sopha im großen Saale. Bleich, wie leblos. Sie hatte nicht umsonst mit ängstlichen Händen die Leidenschaft so lange von sich abzuwenden gesucht. Kaum ergriffen, war sie auch schon zerbrochen. Es giebt Naturen, welche im Gewitter der Leidenschaft nicht athmen können. Cäcilie war so krank, daß die Eltern in der höchsten Angst waren, und Tony, neben ihr

knieend, an ihrem Athem hing, als sollte er jeden Augenblick erlöschen.

So nah war die höchste Gefahr noch nicht, eine bedeutende jedoch gar nicht zu leugnen. Und das einzige Mittel, an Adlerhelm zu schreiben, ihn zur Rückkehr aufzufordern, in wessen Gewalt war das? Sein letzter Brief enthielt nicht die geringste Angabe des Wohin. Er konnte in der ganzen Schweiz und in ganz Deutschland sein — wo ihn finden?

«Wo ihn finden!» das murmelte der Vater vor sich hin, während er geräuschlos auf und nieder ging.

So leise er gesprochen, hatte Cäcilie, deren Gehörnerven krankhaft gespannt waren, seine Worte doch verstanden. Sie richtete sich auf dem Arme in die Höhe und heftete die großen fieberglänzenden Augen unruhig auf den Vater. Mit einem Male schien sie sich zu etwas zu entschließen, denn sie sagte hastig und bittend zum Schwesterchen: «Tony, laß mich einen Augenblick mit Papa allein.»

Mitten in ihrer Angst konnte Tony doch nicht aufstehen, ohne vor sich hin zu murmeln: «Was Kranke für Launen haben!» Aber sie getraute sich keine Widerspenstigkeit und begnügte sich damit, schneller, als es bei einer Kranken eben angebracht war, aus dem Saale hinaus in das Vorzimmer zu laufen.

Cäcilie hatte inzwischen den Vater neben sich niedersitzen lassen und fragte nun mit fliegender Stimme: «Papa, hörte ich recht — Du wolltest an ihn schreiben?»

«Wenn ich wüßte, wo er wäre, schriebe ich augenblicklich,» antwortete der Vater.

«Papa,» rief sie, die Hände faltend, «nur das nicht! Ich als Bettlerin vor ihm — ich ertrag's nicht!»

«Erträgst Du die Trennung von ihm? Uebertreibe nicht, liebe Cäcilie. Es handelt sich hier nicht um Einbildungen von Zartgefühl oder wie Du es nun nennen willst, sondern um die sehr traurige Wirklichkeit, daß Du schon krank bist und noch kränker werden wirst, wenn dieser Zustand länger dauert.»

«Ich weiß es ja, ich bin verloren. Darum laß mich ohne Entwürdigung sterben.»

«Wenn Du Dich so gering anschlägst, thut es mir leid — erlaube mir, daß ich mein Kind nicht so in aller Eile hingeben dürfe. Adlerhelm ist ein Mann von Ehre, liebt Dich über Alles —»

«Aber ich hab' ihn tödtlich beleidigt.»

«Dergleichen verzeiht der Mann, welcher liebt.»

«Aber ich will keine Verzeihung,» rief sie heftig, «lieber sterben, als Verzeihung empfangen! Ich habe mir mein Schicksal gewählt — ich werd' es durchkämpfen.»

«Ja, Du hast viele Kraft zum Kämpfen,» sagte der Vater mitleidig, da flog die Thür aus dem Vorsaal auf und Tony herein, blaß vor Athemlosigkeit, einen Brief hoch in der Hand — «Adlerhelm — im Hôtel Feder,» stammelte sie, neben Cäcilie niedersinkend, «Georg ist draußen — Papa, soll er nicht? —»

Der Vater warf einen milden Blick auf Cäcilie, welche ihren Brief in einer stummen Betäubung des Glückes mit beiden Händen umfaßt hielt, dann stand er auf, hob Tony in die Höhe und führte sie mit sich fort, nachdem er einen herzlichen Kuß auf ihre Stirn gedrückt hatte.

Cäcilie brach langsam das Siegel auf — das Zittern in ihren Händen war plötzlich gestillt, nur innerlich war sie ganz bebende Schwingung, und so las sie den Brief, oder vielmehr die ungleichen halbbeschriebenen Blätter, welche unordentlich in das Couvert hineingesteckt waren.

Das erste Blatt, aus Luzern.

Wissen Sie, was ich in einer halben Stunde thun werde? Wieder in den Wagen steigen und zurückfahren, wo ich hergekommen bin, zurück zu Ihnen. Ich muß Sie wiedersehen und — wissen. So kann es mit mir nicht bleiben — ich habe nur Menschenkräfte —

ich würde krank werden. Besser daß es bei Ihnen ende, wenn es enden muß. Wie ich vor Ihnen stehen werde, weiß ich noch nicht — gleichviel — ich komme.

Das zweite Blatt, aus Bellinzona.

Vorwärts, vorwärts! O es ist eine Qual noch unterweges zu sein. Die Postillone schwören, sie jagten die Pferde todt, ich finde, daß ich nicht von Ort und Stelle komme. Ich fühle nicht, daß die Räder laufen, ich fühle nur, daß ich Sie wiedersehen muß und zwar bald. Von Schlaf ist nicht die Rede, und doch möcht' ich schlafen können — doch nein, da sähe ich ja nicht, daß es wenigstens scheint, als käm' ich vorwärts. Gott, wann, wann werd' ich wieder die Lichter von Genua sehen und — Palast Grimaldi!

Das dritte Blatt, aus Hôtel Feder.

Da — eine Straße weit von Ihnen warte ich, ob Sie mich empfangen werden.

Lesen Sie diese Blätter, ehe ich komme. Seien Sie gut, wenn ich komme. Ich wollte Sie nicht erschrecken, darum bleib' ich eine halbe Stunde länger fern von Ihnen.

Cäcilie — was werden Sie sagen?

---

Sie legte den Kopf auf den Arm und weinte, Thränen der höchsten Seligkeit und der tiefsten Selbstverachtung zugleich.

Daß der Vater geschickt hätte, daß Adlerhelm bald da sein würde, wußte sie. Und so lag sie, sich in die schweigenden Thränen versenkend.

Die Thür ging, und sie wußte, wer es war.

Sie streckte, ohne den Kopf zu erheben, die rechte Hand zitternd aus. Sie fühlte ihre Hand leise gefaßt, die Hand, die es that, flog auch. Diese beiden Hände, die so kraftlos schienen, schlossen sich auf immer ineinander.

Adlerhelm setzte sich langsam neben dem Sopha auf den Teppich nieder und verbarg seine Stirn auf der ihm gegebenen Hand. Auch aus seinen Augen lös'ten sich Thränen. Cäcilie fühlte sie; durch ihre Brust ging die Reue wie ein Schwert. «Verzeihung,» schluchzte sie.

«Sehen Sie mich an,» flehte Adlerhelm.

Sie that's, scheu und widerstrebend. Wenn aus seinen Augen ihr die vollste, heiligste Liebe entgegen blickte, in seinen Zügen lag die Müdigkeit des schweren Leidens. Sie ertrug's nicht, glitt vom Sopha herab, legte ihren Kopf auf seine Knie, und that Buße vor ihm und der Liebe.

Nach einer Stunde verbarg sie ihr jetzt schönes Gesicht vor Tony's mitleidslosen Schelmereien an der Schulter der Mutter. Es waren in dieser Nacht befriedigte Herzen im Palast Grimaldi.

La Spezia, den 12. März 1850.

# Vetturinreise.

Vor allen Dingen muß ich Etwas nachholen. Als wir einen der letzten Tage in Genua eiligst nach unserm Palasthôtel drängten — man drängt in Genua immer — hält uns ein junger Mann an und fragt, ob er nicht die Ehre gehabt, vergangenen Sommer mit uns im Hinterhofe zu Baden am Stein zusammenzusein. Wir sehen ihn ganz verwundert an, und wer ist da vor uns wie vom Himmel gefallen? — Der Karl aus den beiden Witwen. Nach den ersten Begrüßungen frage ich: «Und Ihre Frau?» — «Meine Frau?» wiederholt Karl ganz verblüfft. — «Nun ja, Ihre Frau, Madame N. N.?» — «Die soll meine Frau sein?» — «Nun, da sie Ihre Braut war?» — «Meine Braut — wo denn?» — «Aber, mein Gott, in Baden. Sie sind doch der junge Mann, welcher Madame N. N. immer begleitete?» — «Allerdings.» — «Aus Heidelberg?» — «Gewiß.» — «Der von Baden nach Schaffhausen ab-

reiste und von Schaffhausen wieder nach St. Gallen zurückgehen wollte?» — «Ich bin nach St. Gallen zurückgegangen.» — «Und Sie heißen Karl?» — «Karl ist mein Name.» — «Ich kenne Sie also, wie Sie sehen.» — «Ohne allen Zweifel.» — «Und Sie sind nicht mit Madame N. N. verlobt gewesen?» — «Davon weiß ich durchaus gar Nichts.»

Da war ich denn ganz ohne meine Schuld in die allergrößte Ungeschicklichkeit gerathen. Ich suchte mir durch die lebhaftesten Entschuldigungen herauszuhelfen — der junge Mann machte ein süßsaures Gesicht und sagte: «O, ich bitte.» Ich versicherte ihm wiederholt, daß ich Alles lediglich durch Madame N. N. wisse, und zwar sei ihr Vertrauen ein völlig freiwilliges, von mir unbegehrtes gewesen. Karl war «davon überzeugt» und sah aus, als wollte er lieber im Fegefeuer sein, als bei uns. Wir fragten ihn noch, wie er hierhergekommen, was er für Pläne habe u. s. w. Er war im Hôtel Feder, ich denke, als Sekretair, wollte nach Amerika und wünschte uns ein zweideutig freundliches Lebewohl. Ich sprach mir auf unsern unendlichen Treppen den Athem aus, um Otto zu beweisen, daß ich Nichts für diesen blunder gekonnt, wie die Engländer ein geistiges Stolpern nennen. «Da ist in Baden die Witwe ganz krank vor Liebe zu ihm und Sehnsucht nach ihm,» eiferte ich,

«will ihn genau ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes heirathen, was am ersten Januar dieses Jahres gewesen wäre, und nun ist er auf ein Mal Anfang März anstatt in St. Gallen und verheirathet, ledig hier in Genua, und «weiß durchaus nicht,» daß er je Bräutigam gewesen sein soll. Wer kann denn wissen, daß er die Witwe nicht geheirathet hat — es ist wirklich nicht meine Schuld.» — «Ich glaube, daß die Witwe ihn nicht geheirathet hat,» sagte Otto gelassen. «Wäre er der Theil gewesen, welcher gebrochen hat, so würde er sich seiner Verlobung noch sehr gut erinnern.» — «Aber was sollte sie denn bewogen haben —» — «Wer weiß — vielleicht ein Anderer.» — «Nun, mag's sein, was es will, drollig bleibt die Geschichte,» sagte ich, und wir fuhren zum Vetturin, der uns die Riviera del Levante entlang nach Pisa bringen sollte.

«Cara Lei,» sagte der Vetturin, die beliebte genuesische Anrede gebrauchend und einen großen Kasten aufmachend, «Cara Lei, steigen Sie in diesen Wagen und sagen Sie mir, ob Sie je schon in einem solchen gefahren sind. Diese weichen Sitze, dieser Raum für die Füße, diese Fenster vornen, diese Fenster an den Seiten, diese Taschen allenthalben — Sie finden keinen solchen Wagen mehr in ganz Genua.»

Ich kroch in das Gefährt, untersuchte mit sehr

ernsthafter Miene alle mir angepriesenen Bequemlichkeiten und kam zu der Gewißheit, wir würden nicht schlechter sitzen, als man in einem Vetturinwagen gewöhnlich sitzt. Damit war ich zufrieden.

«Und die Pferde, Cara Lei, sehen Sie die Pferde, vortreffliche Thiere — o, was die Thiere laufen — Sie werden's sehen.» Dies sagte ein zweiter Vetturin — die Vetturins sind wie Inseparabili immer zweie zusammen, man weiß nie, mit wem man den Handel macht, mit wem man fahren wird, an wen man sich eigentlich zu halten hat.

Ich sah mir feierlich auch die Pferde an. Große, aber schrecklich häßliche Thiere, zottlich wie Wölfe. Otto aber erklärte die Beine für gut, und da es bei einem Pferde ist, wie bei einem Tänzer, daß nämlich Alles auf die Beine ankommt, so war ich auch mit den Pferden zufrieden.

«Also wäre Alles abgemacht,» sagte Otto, nachdem er den beiden Verbündeten den Katalog unserer Anforderungen nochmals vorgelesen hatte.

«Auch Brod zum Frühstück, Cara Lei?» fragte wehmüthig Der, welcher mich in den Wagen geleitet hatte.

«Allerdings; soll ich ohne Brod frühstücken?»

«Cara Lei, das ruinirt mich.»

«Thut mir leid,» sagte Otto, «Brod muß ich haben.»

Der Vetturin schien einen innerlichen Kampf zu kämpfen. Dann sagte er mit dem Ausdruck eines Märtyrers: «Ich gebe meinen ganzen Gewinn hin — aber ich bin ein Mann von Ehre — was ich gesagt, halt' ich — Sie sollen Brod haben.»

«Und hört Ihr, das Innere ausschließlich für uns, und draußen außer Euch nur eine Person noch.»

«Alles, Alles, was Sie wollen, Cara Lei,» antwortete der Vetturin sanft und niedergeschlagen, als wäre jetzt, nachdem er Brod zum Frühstück versprochen, für ihn doch Alles vorbei, Alles aus, weiterer Widerstand völlig unnütz, weil er doch ohne Frucht sein würde. Armer Vetturin!

Jetzt sollte es zum Unterzeichnen kommen. Gegenüber war eine Art Materialladen, dahin führten die Vetturini den hartherzigen Signor, und derjenige, welcher mir die Pferde gepriesen, malte ein Kreuz unter den Contract. Hier ist also die Bildung der «untern Classen» noch nicht zu groß und doch eine Revolution gewesen. Indessen braucht es denn noch eines Beweises, daß die «Leute aus dem Volke» nicht in Büchern revolutioniren lernen? Wo ist die Revolutionsfabrik für Europa? in Frankreich, wo, wie man sagt, der

größte Theil der Arbeiter nicht einen Buchstaben kennt.

Um wieder auf uns zurückzukommen — wir wußten nun wenigstens, wer uns fahren sollte oder wollte. Er war groß, nicht vierschrötig, aber plump, nicht alt, aber höchst ernsthaft, phlegmatisch wie nur ein Italiäner es sein kann, d. h. zehn Mal mehr, als ein phlegmatischer Deutscher, dazu unbeschreiblich faul. Der Kopf hing ihm immer auf die Brust, die Hände hatt' er immer auf dem Rücken, besonders wenn er später an steilen Stellen neben dem Wagen herspazierte. Nie machte er eine rasche Bewegung, nie sprach er laut, nie sah er einen mit einem schnellen Blicke an. Alles geschah, als wär' er eben erst halb aufgewacht, halb noch im Traume. Sein Gesicht war das eines weißen Negers, damit will ich nicht sagen, daß er eine europäische Farbe gehabt — behüte — er war nur nicht geradezu schwarz. Die Augen waren groß und schwarz, verschmitzt und gutmüthig zugleich. Das krause Haar wirrte sich dunkel um den dicken Kopf. Bekleidet war diese Probe der genuesischen Race mit langen und sehr faltigen Beinkleidern, einer bunten Kattunjacke, einem schwarzen niedrigen Hut mit breiter Krämpe und einem blauen gestrickten Longshawl von Wolle, der um den Hals gewunden und auf dem Rücken zugebunden war. An kalten

Tagen kam über diese Toilette noch ein blauer Kittel und ein schwarzer Mantel.

Den Mantel hatt' er auch um, als er sein Kreuz malte. Damit fertig, kam er zu mir geschlichen, den Kopf auf der Seite, mich von unten aus den schwarzweißen Augen anschielend. «Cara Lei, aber um sieben Uhr Morgens am Sonntag — wir haben eine lange Tagereise — also genau um sieben Uhr Morgens?»

«An mir soll's nicht fehlen — seid Ihr nur da.»

«O, ich!» Wie konnte ich nur an ihm zweifeln, er würde um halbsieben da sein, auf dem Ausladeplatze nämlich — vor das Hôtel konnte er nicht fahren.

Sonntag kam, und wir waren um halb sieben fertig, aber wer nicht kam, war unser Vetturin. Es schlug sieben, und er kam nicht; es schlug halb acht, und er kam auch noch nicht. Endlich, da es beinah drei Viertel war, erschien eine Art Lohnbedienter und kündigte sich als beauftragt an, die Sachen in den Wagen zu bringen. Nun, wir hatten Nichts dagegen, und er trug Nachtsäcke und Hutschachteln fort. Wiedergekehrt, versucht er eben den Koffer und findet ihn für sich allein zu schwer, da tritt herein der Cameriere mit einem großen jungen Menschen, und dieser fängt an: er sei übervortheilt — das Recht, die Sachen fortzuschaffen gebühre ihm, er sei der Facchin des Hauses. Ich seh'

ihn an und sage ganz verwundert: «Aber, ihr seid ja der Antonio?»

«Ja, Signora, ich bin Antonio.»

«Nun, so seid ihr ja Cameriere, und nicht Facchin?»

«Nein, Signora, ich spiele den Cameriere, aber ich bin Facchin, und der hier —» und die Beschwerden gehen wieder an. Der eingedrungene Facchin redet dagegen, und Beide fangen an zu schreien. Ich werde ungeduldig und schicke sie Beide mit dem Koffer von dannen, um, wenn es ihnen gefällt, unterwegs ihren Streit auszumachen. Otto giebt dem Cameriere ein hier ungewöhnliches Trinkgeld für ihn und Antonio. Der Cameriere strahlt, und wir eilen dem Ausladeplatz zu. In dem kellerfinstern Gäßchen begegnet uns Antonio, kehrt mit uns um und will für die Sachen bezahlt sein, die er nicht getragen hat. Otto sagt: er habe dem Cameriere das Trinkgeld für ihn mitgegeben. Wie viel das sei? Otto sagt's ihm. Nun, da sei er als Cameriere bezahlt, doch nicht als Facchin. Otto will ihm begreiflich machen, daß er als Antonio bezahlt sei, aber das einzusehen weigert er sich hartnäckig. Am Wagen wartet der andere Facchin und will für die Sachen bezahlt sein, die er getragen hat. Wir finden das billig, Antonio findet das Gegentheil, verlangt die Bezahlung, welche der Andere bekommt, erhebt, da er sie nicht er-

hält, ein gewaltiges Geschrei, stellt sich vor die Pferde und schwört uns nicht fortlassen zu wollen. Otto befiehlt dem Vetturin zuzufahren, der Vetturin winselt: «Er hält mir die Pferde.» — «Ei, so gebt ihm einen Hieb,» ruf' ich aufgebracht, aber der Vetturin ist scheinbar gelähmt von Furcht vor dem sehr wenig furchtbaren Antonio. Otto faßt sich kurz, steigt nochmals aus und befiehlt dem Doppelmenschen, ihm in's Hôtel zu folgen. Sehr widerwillig geht ihm der nach, denn er weiß, was kommen wird. Ich zanke unterdessen den Vetturin aus, und ein Rudel Schuljugend ist voll Bewunderung über meine ächtitaliänische Beredtsamkeit. Otto kommt bald wieder; kaum im Hôtel, hat Antonio sich auch als Facchin zufriedengegeben. Nun können wir fahren, die Schuljugend macht hinter Otto ehrfurchtsvoll den Wagenschlag zu. Das Gefährt setzt sich in Bewegung, doch nicht etwa, um, wie es vernünftig wäre, umzulenken — nein, die Straße Carlo Alberto hinauf. «Er wird hier seine Person aufladen wollen,» sagen wir, und in der That halten wir bald vor einem Café. Ein Mann will uns allerlei Packete in den Wagen schieben — er ist die Person. Wir protestiren gegen die Packete und warten ungeduldigst, denn es ist bereits halb neun. Jetzt steigt der Mann auf, und hinter ihm her kommt — ja, wirklich eine zweite Person, seine vierzehnjährige Tochter.

Wir rufen den Vetturin: «Heißt das nur eine Person mitnehmen?» Er sieht uns an, als verständ' er uns gar nicht, dann, als fiel' es ihm plötzlich ein, was wir wohl meinen könnten, zeigt er geringschätzig auf das Mädchen und frägt, die Achseln zuckend: «Una persona? Una figlia!» Woraus wir, wenn es uns beliebt, schließen können, daß für ihn ein Mädchen gar nicht existirt.

Nun, wir kriechen weiter, die neueste Straße zuerst, dann die neue, dann über den Postplatz und dann hinauf und dann an Aquasola vorbei. Am Thor hält der liebe Mensch noch ein Mal, um mit einem guten Freunde zu sprechen, auch das ist gethan, und wir sind im Freien.

«Dem Himmel sei Dank,» sagte ich zu Otto, «ich dachte ernstlich, wir würden diesen zehnten März auf dem Pflaster von Genua verleben.» Otto machte, mit dem Gefühl, das Trinkgeld noch in der Hand zu haben, Racheplàne gegen den Vetturin; dieser ließ sich das nicht anfechten, sondern kutschirte vorwärts, wie er ging und sprach, nämlich möglichst langsam.

Links das Gebirg, rechts das Meer, so sollten wir nun drei Tage lang fahren.

Die Campagnen lagen meistens in Hainen von Cypressen und immergrünen Eichen. Bald fing der Oelbaum an, bedeckte üppig die Höhen, schweifte die sanften

Abhänge nieder bis dicht ans Meer. Dieses ruhte blau, still und klar in kleinen Buchten von unbeschreiblicher Lieblichkeit, oder es brandete auch leise, gleichsam träumerisch, an den Klippen und Steinen, unter und auf denen Barken lagen und Fischer angelten. Der Cactus kletterte die Felsen hinunter zu den Wogen, die Aloë wucherte am Wege. Pinien bogen sich schwarz über das schweigende, süße Blau hin. Wie Gewächshäuser dufteten die kleinen Flecken, denn jedes Haus hatte seinen Orangengarten. Zwischen den goldenen Früchten schimmerten reizend die rosigen Pfirsichbäume, ebenso zwischen dem Olivenlaube. Tazetten wuchsen wild, Rosen blühten, Palmen erhoben sich. Es war wieder ein Mal ein «junger Frühlingssonnentag des Südens.»

Dennoch schlief ich ein, aber es war nach Tische, hinter Rapallo, wo es gerade Nichts zu bewundern gab. In Lavagna wacht' ich wieder auf und sah diesen Ort mit dem geschichtlichen Namen flach am Fuße von Oelbergen hingebaut, und rechts, durch eine Reihe starker Aloëpflanzen vom Wege getrennt, eine breite, einsame Meerdüne. Es war ein Bild, und bald sollte wieder eines kommen, eine Kirche auf der Höhe vor Chiavari. Sie schien als Ziel der Sonntagswanderungen zu dienen. Ein ganzer Kreis von Frauen in weißen genuesischen Schleiern saß auf der niedrigen Mauer, welche den

runden Vorplatz einfaßte, in der Mitte stand eine zahlreiche Gruppe von Männern in rothen Mützen und Schärpen, und aus der Stadt, die links unten lag, kamen noch immer Spaziergänger in Menge die steile und steinige Straße heraufgestiegen. Umher war der Himmel und das Gebirg, im Hintergrunde das Meer. Chiavari, auszusprechen Chiáveri, lag hübsch, groß und freundlich dicht am Strande, und gar prächtig über alle Dächer erhob sich die größte Palme, welche wir bisher noch begrüßt hatten.

Dann kam Sestri, und das lag noch malerischer, an einem ganz anständigen kleinen Hafen, gleichsam auf einer Landenge zwischen dem Strand und einem Vorgebirg, welches den Hafen gegen Osten zu beschützte. Es war hoch genug, mit dunklen Pinien bewachsen, fiel gegen das Meer zu steil ab und hieß die Isera, was wohl die Isola bedeuten sollte. Einige Villen darauf nahmen sich in der Dämmerung recht vornehm aus; auch wurden sie emphatisch Paläste genannt. Viele der reichen genuesischen Familien kommen nach Sestri zum Sommeraufenthalt, und ich lobe diesen Geschmack sehr, denn mir gefiel es hier so, daß wir bis in die Nacht hinein am Ufer herumstreiften. Hier kann man ein vernünftiges Strandleben führen, riecht die Fische, stößt sich an die Barken, welche auf den Sand gezogen sind,

muß den trocknenden Netzen aus dem Wege gehen, mit einem Worte, man ist am Meere. Ein junger Fischer bot uns sogar noch eine Ausfahrt an, aber dazu war mir's doch etwas zu finster; ich sagte ihm, wenn er den Mond in der Tasche hätte und ihn für eine Stunde an den Himmel stecken könnte, da wollten wir; er lachte und bat schön, wir sollten am andern Morgen fahren; wir versprachen es, wenn wir früh genug aufständen, und wadeten dann durch den weichen Sand nach dem Hôtel, welches an der Düne liegt, Europa heißt und empfehlbar ist. Ein alter Cameriere in zierlichem schwarzem Anzug, mit einem großen rothen Halstuch über dem blendenden Hemde und dem edlen Namen Balbi bediente uns voll ächtitaliänischer Feierlichkeit und Artigkeit bei unserm Mahle von Reis und Fischen. Er wurde im Fremdenbuche von einem Franzosen ein würdiger Charaktervorwurf für Balzac genannt — ich fand ihn nicht so ungemein; der alte Giuseppe im Café Quadri auf dem Marcusplatze sah ebenso aus und benahm sich ganz in ähnlicher Art; auch daheim erinnere ich mich einiger solcher alten Erbstücke. Sie machen immer einen sehr guten Eindruck; es ist ihr Stolz, das Haus loben zu hören; sie thun alles nur Mögliche, um den Fremden dazu zu veranlassen. Wir gewährten dem alten Balbi diese Genugthuung, und er wurde dadurch ver-

traulich und mittheilsam, so daß wir über die respective, Güte sämmtlicher Fischarten, die hier gefangen werden, gründliche Belehrung empfingen. Als ich eines Fisches erwähnte, den ich in Genua so gut gefunden, bewies der Alte mir mit Höflichkeit, aber doch zugleich mit Ueberlegenheit, daß mein Geschmack der einer Dilettantin sei. Bescheiden erwiderte ich: vielleicht sei es die Sauce gewesen, die mir so schmackhaft gedünkt, und das gab Balbi nachsichtig zu. Ich dachte, als ich mich zu Bette legte: «Es ist doch unerhört, was man überall lernen muß; nicht ein Mal die Fische kann man ohne Wissenschaft gehörig essen.»

Am andern Morgen war es schon viel zu spät, um noch auf das Meer zu können; wir mußten eiligst in den Wagen und den Braco hinauf, sahen aber noch viele Stunden Sestri an seiner Isera. So sommerwarm es gestern gewesen, so märzfrisch ward es heute, besonders als die Oelbäume aufhörten und an ihre Stelle nackte Feigen- und kahle Maulbeerbäume traten. Höher hin gab es nur noch immergrüne Eichen, Heide und Nießwurz. Die Gegend war sehr einsam und sehr wild; es ist gar nicht zu verwundern, daß es in den Apenninen immer Räuber gegeben hat; das Gebirg ist wie recht eigentlich dazu eingerichtet. Ein Paar Ortschaften waren da, und einige Schlösser ruhten so ganz abge-

schieden, daß ich mich hineinwünschte; es müßte gut thun, hier zu wohnen in der Entfernung von Allem, was Leben und Welt genannt wird, mit der einzigen großen Aussicht auf das schrankenlose Meer. Man müßte hier innerlich beschwichtigt leben können, dünkt mir, nichts als ruhige und großartige Gedanken haben; die Seele würde sich erweitern bei dem unaufhörlichen Schauen auf das Größte, was auf Erden ist. Aber vielleicht könnte auch diese Unendlichkeit zum Abgrund werden und der Seele schwindeln. Ich hab' es schon mehrmals erfahren, die Uebereinstimmung des eigenen Innern mit den Dingen außerhalb ist nicht so einfach, wie wir wohl meinen. Oft findet uns die herrlichste Umgebung kalt, und in der alleralltäglichsten flammen wir auf. Warum sollte denn auch das, was noch nie erklärt worden troß so und so vieler Systeme, das innere Wir, nicht seine unerklärlichen Capricen haben?

Nachdem wir den Strich der bloßen Heiden durchfahren, wandten wir uns wieder abwärts und kamen in einen, wo Maulbeerbäume und Weinstöcke — noch keine Knospe trieben. Die Reben waren sonderbar kranzartig um die verschnittenen Kronen der Bäume gezogen und sahen aus wie schwarze Schlangen, die sich in unzähligen Windungen verknotet hatten, um das Umarmte zu ersticken. Tiefer noch fanden wir alle die

blauen Frühlingsblumen, die wir vor einem Jahre in den Waadtländer Alpen gepflückt, und hier und da, an der Straße gelagert, Infanterie, welche die Garnison wechselte. Sie betrachtete unsere große Maschine von Wagen mit sichtlichem Neide, obwohl wir wahrlich noch nie um weniger beneidet worden sind. Und nicht lange währte es, so saß ein besonders fußlahmer Held hinten auf, bald darauf ein zweiter und endlich gar ein dritter. Cara Lei, so hatte ich unsern Vetturin genannt, warf einen leisen, scheuen Blick in den Wagen nach uns; Cara Lei hatte einen großen Respekt vor uns bekommen seit dem Anfange auf dem Sande des Ausladeplatzes. Als sie sah, daß wir nicht böse, sondern belustigt waren, benutzte sie geschwind diese günstige Stimmung und nahm vorn noch einen vierten Mann mit. So fuhren wir denn, neun Personen schwer, dem kleinen Flecken Borghetto zu, und ich machte mich auf einen Auflauf der Straßenjugend gefaßt. Aber tausend Schritte etwa vor dem Oertchen stiegen einer nach dem andern unsere «out-sides» ab und hinkten weiter, und ich kann nicht sagen, daß ich damit unzufrieden war — ich liebe die Straßenjugend mehr in einiger Entfernung.

Wir saßen beim Essen, als auch die Infanterie anlangte und sich gerade vor dem «Hôtel» versammelte. Natürlich eilten wir an die Fenster — wir mußten uns

doch die piemontesische Infanterie besehen! Schon unterweges war mir der Tambour aufgefallen — er war noch ein bloßer Knabe. Jetzt sah ich ihn wieder, dachte, der arme kleine Wicht müsse recht durstig sein, und fragte Otto, ob ich ihn wohl heraufrufen dürfe? «Warum denn nicht?» erwiderte Otto zurück; ich machte dem Kleinen ein Zeichen, er fragte mit einem andern, ob ich ihn meine, und als ich nickte, kam er gewandt herauf und herein und nahm nach einiger Bescheidenheit einen Becher Wein an. Er war vierzehn Jahr, seit zwei Jahren beim Regiment, bei diesem in beiden Feldzügen gewesen, groß und gesund. Ich forschte, ob er sich in der ersten Schlacht nicht gefürchtet — er antwortete, nein, und ich entließ den kleinen Tapfern mit großem Wohlgefallen und vielen guten Wünschen — ihm Geld zu geben getraute ich mich nicht — er war, wenn gleich noch Kind, doch schon Militair — man muß den Stand ehren.

Der Inhaber des Vordersitzes kam jetzt zu uns — zwei Offiziere hatten mit Cara Lei über die zwei noch freien innern Plätze unsers Wagens unterhandelt, Cara Lei aber, «indem sie keine Bitte wage» — o Wunder, was nicht die Furcht thut! — sie an uns gewiesen. Da «der Vordersitz» gleich den Offizieren aus La Spezzia und folglich gut mit ihnen bekannt war, machte er

den Vermittler. Wir hatten in Genua einige Offiziere als artige Männer kennen gelernt, meinten, diese beiden würden es wohl auch sein, und sagten ja. Sie hatten jedoch inzwischen schon eine andere Gelegenheit gefunden, und wir kamen im ungestörten Genuß «des Wageninnern» in La Spezzia an. Cara Lei aber hatte sich unsere Bereitwilligkeit gemerkt, und erschien am Morgen mit einer Höflichkeit, bei der mir nichts Gutes ahnte. Bald kam es auch heraus, daß er eine Signora gefunden, eine giovinetta, eine donzella, welche mit nach Massa wolle. «Nun,» sagte ich, «der Vordersitz ist ja frei» — der Vordersitz mit seiner unpersönlichen Tochter war gestern an seinen eigenen Herd gegangen. Cara Lei kraute sich im Kopfe und sagte: «Ja, vorn will die Signora nicht,» und nun ging es an ein Bitten — heute hatte Cara Lei den nöthigen Muth dazu. Ich war sehr übler Laune, hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, weil immerwährend Lastesel unter den Fenstern vorbeigetrappelt waren, indessen Cara Lei quälte so, daß ich endlich grämlich einwilligte. «Aber hört, nur bis Massa,» setzte ich scharf hinzu. «Gewiß, gewiß,» war die Antwort.

Als wir nun an dem Hause vorfahren, wo die giovinetta, die donzella, einsteigen soll, kommt ein weiblicher Dragoner von funfzig Jahren zum Vorschein, mit

harten, häßlichen Zügen, die zu sehen den Augen weh thut, und einer Stimme, vor deren ersten Tönen mir die Ohren beinah springen. Kaum sitzt dieses angenehme Geschöpf, so fängt jene Unruhe an, welche den Frauen von dieser Gestalt und diesem Alter eigenthümlich ist. Man verlasse sich darauf, die unangenehmsten Personen machen immer die meisten Ansprüche. Fenster mußten zu, Packete weggeschoben werden, Nichts lag recht, wie es lag, und dabei ein Seufzen, ein Mienenmachen, ein Rascheln — ich that innerlich das Gelübde, nie mehr gutmüthig gegen einen Vetturin zu sein. Wir hofften wenigstens durch starres Schweigen die nähere Bekanntschaft abwehren zu können, aber das war nicht nach dem Geschmack unserer Reisegefährtin. Da wir nicht anfingen, fing sie an, und wir erfuhren gleich im ersten Athem, daß sie aus Triest gebürtig, mit ihrem Manne in Marseille, Athen und Alexandrien in Egypten gewesen, jetzt Witwe und in Pisa ansässig sei, wohin sie mit uns zu fahren gedenke.

Also hatte der Schelm von Cara Lei uns zwiefach geprellt, und statt einer hübschen, diese unliebliche Gesellschaft und zwar statt bis Massa, bis Pisa aufgeladen. Was wollten wir thun — d'rinnen saß sie ein Mal. Sie erbot sich zwar, sich zum Vetturin zu setzen, aber wie hätten wir zwei rücksichtsvolle Deutsche das zu er=

lauben uns wohl erlaubt? Die Frau war voller Dankbarkeit und wollte uns diese dadurch bethätigen, daß sie uns ihr Haus in Pisa anbot. Mir graute davor, sie zur Wirthin zu haben, doch wagte ich, abermals aus Rücksichten, nicht recht nein zu sagen. Mit aller Anstrengung versuchte ich, mich mit ihr auszusöhnen, und trotz aller Anstrengung wurde sie mir immer widerwärtiger. Dazu war es — wir fuhren landein — eine schneidende Kälte, vorzüglich als wir irgendwo übersetzten. In Sarzana gabelte Cara Lei abermals einen Passagier auf, und zwar eine sogenannte Bekanntschaft von uns, einen Kaufmann, mit welchem wir in Genua ein Mal zu Mittag gegessen. Glücklicher Weise wurden unsere Bekanntschaft und Cara Lei nicht Handels eins, denn in dem Sandweg, auf welchen jetzt die Perle der Vetturins uns brachte, wäre eine Person mehr fast der sichere Untergang des Wagens gewesen. Obgleich wir nur schlichen, kamen wir doch kaum von der Stelle, und links war die Poststraße, die Chaussee. Warum er denn da nicht führe? diese Frage klang wieder und wieder an die Ohren von Cara Lei. Aber die Ohren von Cara Lei waren philosophische Ohren, die da hörten und nicht hörten. Bis Lavenza, welches Marmorbrüche, ein malerisches Kastell und klassisch schöne Mädchengesichter hat, ging es noch; aber von hier aus wurde es bald unmög-

lich im Wagen auszudauern. Zum Glück standen zu beiden Seiten die schönsten Olivenhaine, so konnten wir wenigstens im Schatten wandern. Rechts in der Entfernung war das ganz dunkelblaue Meer, links das hohe, starke Marmorgebirg. Auch warm war es wieder und ein wolkenloser Himmel, und bald sollte die unmittelbare Nähe noch reizender werden, indem wir wahrhaft zahllos die prächtigsten Anemonen entdeckten. Wären wir hier allein gewesen, war ich froh wie ein Kind, aber — aber, wir waren nicht allein, und schrecklich müde an Geist und Körper kam ich nach Massa, ebenfalls eine meiner anmuthigsten Reiseerinnerungen. Man stelle sich einen lang hingehenden Höhensaum vor, dick bewaldet mit Oliven, unmittelbar am Fuße schmal hingezogen die Stadt, gleich im Anfange die regelmäßig viereckige Piazza, besetzt mit Orangenbäumen, an der rechten Seite der alte herzogliche Palast, ein langes, alterthümliches, rothgemaltes Gebäude, oben, in den Wellen des Oellaubes halb verborgen ein Kloster, die große Straße breit und stattlich, wenn man wieder in das Freie kommt, links in der Höhe das alte Kastell — Massa ist von den kleinen italiänischen Städten, welche ich bisher gesehen, sowohl in Lage wie in Bauart die hübscheste.

Aber ich, poveretta, ich wurde krank. Die Esel

des Nachts, die Stimme unserer Gefährtin und der sauerste aller sauern Weine — es wurde mir zu viel und ich krank. Wir hatten zur Nacht nach Pietra-santa gewollt, unsere liebe Gesellschaft bildete sich sogar ein, wir könnten noch bis nach Pisa kommen, und nun mußten wir in Massa bleiben. Am Abend störte das die Frau nicht, da zerfloß sie in Theilnahme, aber am Morgen bewies sie sich sehr schweigsam und abgekühlt. Der Tag war köstlich, die Oliven wurden aufgelesen, die Weiden grünten, immer noch schimmerte fern, ganz fern das Meer — unsere Pisanerin blieb stumm. Sie war wo möglich in dieser Laune noch unangenehmer, indem sie bald sang, bald gähnte und unaufhörlich Taback nahm, der nach Rosen roch. Ich war es nun überdrüssig, mir Zwang anzuthun. Mit dieser Frau in einem Hause, noch dazu in dem ihrigen, mit ihr nach Livorno und was sie uns noch sonst vorgeschlagen hatte — ich sah nicht ein, warum. Nach Livorno wollte ich ohnedies nicht, das Meer, nachdem ich es wieder so groß gesehen, nicht zuletzt für dieses Mal in einer andern lärmenden Hafenstadt sehen. Ich sagte ihm von der Höhe des Berges ein stummes Addio, und als wir vor Pisa waren, erklärte ich der Frau, ich würde mir es nicht vergeben, ihr so viele Umstände zu verursachen. Wie ich es erwartet, fand sie sich augenblicklich in die Zurück-

nahme unsers halben Versprechens. Das Nachtquartier hatte ihr zu viel gekostet, und natürlich gab sie mir die Schuld davon. Ich aber schrieb eine neue Reiseregel in das Buch meiner Grundsätze: niemals eine unbekannte Reisegesellschaft annehmen, nämlich wenn man sie zurückweisen kann.

Pisa, den 13. März 1850.

# Pisa.

Sechs Droschken wenigstens fahren neben der Vettura her.

«Signora, einen guten Wagen nach Rom?»

«Signora, fahren wir nach Florenz?»

«Signora, fahren wir nach Neapel?»

«Signora, mich — mich — mich?»

Wir sitzen noch immer in der Vettura. Ich schüttle mit dem Kopfe, wehre mit der Hand, rufe: «No — niente — poi!» Sie lassen sich nicht abweisen, es thäte Noth, wir stiegen aus einem Wagen sogleich in einen anderen und kutschirten, der Himmel weiß wohin.

Endlich halten wir vor den drei Fräuleins. Der Wirth redet mich am Schlage sogleich französisch an. Unsere Pisanerin sagt ihm in unserm Namen kategorisch: «Sprecht italiänisch oder deutsch — französisch verstehen sie nicht.» Wir versichern ihr lachend, es wäre uns Alles eins. Sie ist ungemein erstaunt.

Wieder etwas gelungen — wir fühlen Erde unter unsern Füßen. Aber Otto wird sogleich verschluckt von einem räthselhaften Gedränge. Ich höre nur abermals die ominösen Worte: «Signor, ich bin der Straßenfacchin,» und «ich, Signor, bin der Hausfacchin.» Während dessen werden die Sachen vom Himmel der Vettura auf den Boden des Hôtels gebracht. Die Triestinerin versetzt mir in eiligster Eile zwei ungeheure Küsse und stürzt sich dann auf ihre Schachtel, welche mit in unser Gepäck gerathen. Ich sehe nicht ein, warum ich länger in diesem Wirrwar stehen soll, bitte den Wirth mich in unsere Zimmer zu führen und komme in einem niedlichen kleinen Salotto endlich etwas zu mir selbst. Otto kommt nun auch — der Aermste, ganz betäubt und verdreht — kein Wunder. Die zwei- oder dreierlei Facchini steigen hinter ihm her und bringen sich unaufhörlich in Erinnerung, als ob man sie vergessen würde, wenn sie groß und breit die ganze Thür ausfüllen! Wie gewöhnlich sind sie nicht zufrieden, und auch wie gewöhnlich danken sie, nachdem man ihnen gesagt hat, sie müßten es sein.

«Was bedeutet denn hier der Straßenfacchin?» — ««Der nimmt die Sachen vom Wagen.»» — «Und der Hausfacchin?» — ««Der schafft sie ins Haus.»» — «Und sie sind sämmtlich bezahlt?» —

««Sämmtlich.»» — «Dem Himmel sei Dank — so komm' ans Fenster.»

Da fließt denn ein grünes, trübes, melancholisches Wasser, und an dem Wasser sind auf beiden Seiten Quadernquais, und an den Quais stehen Häuser, und der Cameriere sagt: das sei der famose Lung' arno. Nun gut, sarà, Allah ist groß!

Ich weiß nicht, wer den Arno in Reputation gebracht hat. So viel weiß ich: ich hätt's nicht gethan.

Natürlich denk' ich an Byron. Er ist für mich jetzt einer jener Gedanken des Herzens, die man, ein Mal ausgesprochen, nicht mehr ausspricht, aber immer noch denkt. Und so frag' ich nach dem Palaste Lanfranchi. Der Cameriere sagt: der sei gar nicht da.

Er ist aber da, und noch dazu einer der schönsten in Pisa, nicht groß, aber ganz mit Marmor bekleidet. Gegenüber liegt die kleine Kirche Maria della Spina, die Byron gewiß gern gesehen hat. Sie ist ein wahres Zwergenkirchlein, so zierlich grotesk, so erdrückt unter dem Putze ihres Thürmchenkranzes und ihrer Bogengallerie.

Diese Gallerien von byzantinischen Bogen im Dreieck ein- oder mehrfach an den Façaden angebracht zeichnen die pisanischen Kirchen aus. Der Dom ist nicht anders, und auch im Innern macht das Kreuzen der unzähligen

Arkaden den eigentlichen Eindruck. Als gestern Abend das letzte Bischen Sonne des kalten Tages hineinfiel, war es sehr feierlich, und hätte nicht der Sakristan mahnend mit den Schlüsseln geklappert, wir würden uns recht tief beschaulich in die Wellen der Linien versenkt haben. Heute dagegen war's traurigprosaisch im Dom; was von Tagelicht hineinkam, sah so ganz mäusegrau aus. Kaum daß wir an den Bildern, welche rings die Wände bedecken, trotz aller Mühe erkennen konnten, wie gut die heutigen Florentiner malen. Liebe Luft, die in Pisa! Was meine Mutter eine stärkende nennt, bei deren Ankündigung am Morgen ich über meinen gewöhnlichen Shawl wo möglich noch zwei andere nehme. Ich glaube felsenfest, man kann hier die hübscheste kleine Schwindsucht bekommen, die sich nur denken läßt, so — künstlerisch bläst der Wind. Wie soll's denn auch anders sein auf dieser großen baumlosen Ebene, die nach dem Meere zu offen ist? Die Stuben sind wärmer, als in Genua, aber es gehen auch zwei von den hiesigen in eine genuesische. Und dann hier die Duodezfenster und dort die thorhohen, in welche der heilige Georg hineinreiten könnte, ohne mit dem Helmbusch anzustreifen. Uebrigens hab' ich, wie in Montreux das Klettern, in Genua auf immer das Treppensteigen gelernt. Wenn ich hier nicht an mich dächte, stieg' ich getrost auf den

Boden und meinte immer, erst im zweiten Stocke zu sein.

Und der hängende Thurm? Nun, der ist schief und gefällt mir dabei ungemein, obgleich er mir noch besser gefallen würde, wenn er gerade wäre. Und bin ich hinaufgestiegen? Nein, aber spazieren gefahren bin ich. Zuerst auf der alten Straße, dann auf der neuen. An der alten stehen Platanen, die im Sommer Blätter bekommen sollen, wie der Vetturin sagt. An der neuen sind eben erst Bäume gepflanzt, folglich ist sie noch ganz ohne Schatten, folglich lief da Alles spazieren, was Füße hatte. Es muß ein gewaltiges Vergnügen sein, so zwischen dem Graben und dem Staube der Wagen spazierenzulaufen, ein noch gewaltigeres Vergnügen, als in Mailand Corso zu fahren. Wahr ist's, einige Gipfel in der Ferne sind schön gezackt, und wenn es etwas Schatten und ein klein wenig Grün gäbe und nicht gerade gar so viele Engländer — es sollen dieses Jahr sehr wenig hier wohnen, alle Häuser hängen voll Vermiethzettel, was muß man da erst für Engländer sehen, wenn keine Vermiethzettel draußen hängen!

Die Engländer haben mir durchaus Nichts gethan, ich mag sie, wenn ich sie genauer kennen lerne, meist sehr gern, ich habe in Genf sogar einen unterhaltenden Engländer kennen gelernt, aber — sie reisen schon so

ewig lange. Sie sollten es ein Mal irgend einer andern Nation überlassen, den Chinesen z. B. Wenn auch die Chinesen lange genug gereist sein werden, muß der liebe Gott noch irgend eine andere Nation erscheinen lassen. Mir kommt's vor, als wär' es eigentlich jetzt schon Zeit dazu. Wir sind alle schon so alt, so alt!

Was man immer findet, wo Engländer sind — guten Thee. Wir tranken welchen in einem mächtigen Café, wo sämmtliche Nichtsthuer um mich herumspazierten, als wäre ich die erste Frau, die sie zu Gesicht bekämen. In Berlin bei Stehely derangirten sich meinetwegen doch nur ein Herr und eine Katze, hier erregte ich allgemeine Neugier. Es ist in Pisa nicht Styl, daß eine Dame in einen Café geht, es ist in Pisa Alles antiitaliänisch, brittisirt. Die guten Engländer — überall führen sie ihr Old-England mit sich herum, wie die Juden ihre Bundeslade. Wem es auf old-englisch nicht behagt, der ist in Engländercolonien wahrlich übel daran.

Ein einziger Café wurde mir als besuchbar für Signore empfohlen. Wir gehen also jetzt in der tiefen Nacht hin und wollen ein Sorbetto. «Cara signora, der Tag war so schlecht — es haben keine Sorbetti gemacht werden können.» Nun, dann eine Chokolade. «Cara signora, Chokolade halten wir nicht.» — «Caro

signore,» sagte ich verdrießlich, «so bleibt Nichts übrig, als Nichts zu nehmen.» In unserm gestrigen Café gab es Sorbetti — ich setzte mich furchtsam vor die Thür, aß beim Sternenschein lautlos ein Erdbeereis, und sagte, wieder angelangt in unserm Salotto: «Pisa ist wirklich unausstehlich.»

«Und das Campo santo ist eine Enttäuschung mehr,» sagte ich weiter. «Was kümmert's mich, daß die Erde aus dem heiligen Lande ist? Ich erwarte einen wenigstens halb orientalischen Cypressenplatz und siehe da, ein Museum von bric à brac. Wie konnte Ida Hahn hier das letzte Sehen zwischen Faustine und Andlau geschehen lassen? Da wäre der alte Judenkirchhof von Prag, o! um wie viel poetischer gewesen.» Otto antwortete: ««Was willst Du? Pisa ist nun ein Mal der Sterbeort für alle die Leute, welche zu viel Geld haben, um ruhig zu Hause sterben zu können.»» — «Ja, Du hast Recht,» sprach ich nun, «man kann hier sterben, wenn auch nur aus langer Weile. Henrietta Temple von Israeli stirbt zwar nicht, ist aber always shivering, und gewiß wäre auch sie zuletzt noch gestorben, wenn sie nicht glücklich noch zeitig genug abgefahren wäre.»

Keine Enttäuschung waren die Thüren des Domes, von denen einst ein Venetianer mir sagte: «Ich habe einem Freunde aufgetragen, sie zu küssen, so wunder-

schön sind sie.» Der Meerwind hat freilich schon fleißig daran «gegessen,» auch war die Stunde ungünstig, indem eben die Oesterreicher auf dem Domplatz exercirten, indessen wir hatten doch wahren Genuß. Da ist ein Feld, wo der Engel Christus den Kelch bringt — der gleichgültige Schlaf der Jünger, das widerstrebende Mitleid des Engels, die ergebungsvolle Ermattung des Erlösers — köstlich!

Dann ist im alten Dom eine Madonna, welche das Kind säugt. Dieselbe Idee findet man hier vielfach, deutlich mit Vorliebe behandelt, aber nirgends ist sie so lieblich himmlischirdisch ausgeführt, wie eben im alten Dome. Von wem, weiß ich nicht. Thut's der Name?

Das wäre ungefähr, was mir in dem trübseligen Pisa Freude gemacht hat. Spaß gemacht hat mir erstens ein kleiner Bucklichter, welcher unter einem Küchenfenster sang und tanzte, um Etwas aus den Kochtöpfen zu bekommen, zweitens Cara Lei. Nachdem sie uns abgeladen, sagte sie uns: sie werde in un' ola kommen, und in un' ola kam sie. Otto setzte sich feierlich in den Lehnstuhl, Cara Lei legte sich in unnachahmlicher Weise auf das Kaminsims, und es erfolgte ein erbaulichdrolliger Dialog. Otto hielt Cara Lei die begangenen Fehltritte vor und gab ihr, getreu seiner Drohung, nur halb so viel Trinkgeld, wie er ihr anfänglich bestimmt. Cara Lei

gestand die Fehltritte zu, fand sie aber zu theuer geschätzt und unterhandelte wegen des Preises. Der Fehltritt einen Franken, meinte Cara Lei, das sei vollkommen genug. Otto beharrte auf zwei Franken. Cara Lei versicherte und schwor, das sei zu hoch, das sei zu viel. «Buße ist heilsam,» sagte Otto. «Empfanget diese Buße, welche der Herrgott Euch durch mich für Euern Mangel an Wort auferlegt, mit Dankbarkeit, gehet in Euch, sagt Euch: ich hab's verdient, und thuet nie mehr desgleichen, dann wird Euch dergleichen wie heute nie wieder geschehen.» — ««Die Buße ist heilsam,»» antwortete Cara Lei, ««aber der liebe Gott hätte sie mir ein wenig leichter auferlegen können.»» Und nun kam ein almeno tanto nach dem andern, Otto behauptete mit großer Anstrengung seine Bußpredigermiene und sagte: «Wenn ich den Pferden ein Trinkgeld geben könnte, sehr gern — Euch darf ich's nicht geben, ich hab's gesagt und man muß thun, wie man sagt.» — ««Geben Sie's den Pferden, Cara Lei,»» schmeichelte Cara Lei, ««geben Sie's den Pferden — die Pferde sollen's richtig bekommen.»» — «Zwei Pferde würden dann ein Vetturin werden? Nichts da, mio caro, für dieses Mal müßt Ihr Euch begnügen, aber fahre ich wieder mit Euch, und Ihr macht's anders, sollt Ihr mehr bekommen.» Mit dem Bemühen pathetisch auszusehen sagte Cara Lei:

««Ach, wenn Sie wiederkommen, kann ich todt sein.»» — «Dann fahren wir in der andern Welt mit einander,» erwiderte Otto salbungsvoll.

Hier wich meine Ernsthaftigkeit, die ich bisher heldenmüthig behauptet hatte. Otto hielt sich besser, aber doch nicht genug, um Cara Lei nicht errathen zu lassen, daß der Weiser eine bessere Minute zeige. Ein Italiäner hat ohnedies immer mehr Gründe, als die heilige Ursula Jungfrauen, und überdies hat er immer Recht. Cara Lei mußte durchaus noch was bekommen — Cara Lei bekam's und nahm, zufrieden mit dem «diskreten» Trinkgeld und der vielen schönen Moral Abschied von den Signori.

Wer etwa mit Cara Lei nach Rom, nach Mailand oder sonst irgendwohin zu fahren wünschte — Cara Lei fährt überall hin und ist im Ganzen genommen ein höchst empfehlenswerthes Subjekt — wer also mit Cara Lei zu fahren wünschte, für den folgende Notizen: Cara Lei ist einer von den beiden Brüdern Campanelli oder Cappellini, gebürtig aus Chiavari und zu erfragen zu Genua an der porta dell' alco oder auf der piazza di Callo Felice.

Pisa, den 14. März 1850.

# Florenz.

«Comment, madame,» rief eine Pariserin, mit der ich in Genua plauderte, «vous, qui voyagez, vous n'avez pas encore été à Paris? Mais, madame, Paris c'est le monde.» Und sie fing an, mir Paris vorzuzählen. Es kam ungefähr eine Million Annehmlichkeiten heraus. Ich stellte mich naiv und unwissend — durch Nichts macht man sich angenehmer und mit weniger Mühe. Sich wundern über das, was sie uns sagen, das ist Alles, was die Leute von uns haben wollen. Früher wollte ich, die Leute sollten sich wundern über das, was ich ihnen sagte. Was war der Dank für meine geistreichen Bemühungen? Die Leute fanden mich unausstehlich. — Ich merkte mir das, und jetzt weiß ich nie Etwas, wundere mich immerfort und habe, außer dem Lob als erträgliche, unschädliche Person, noch den großen Vortheil, daß ich über die meisten Dinge zehn- oder zwanzig Mal belehrt werde, sie folglich

gründlich auswendig lerne. So erfuhr ich auch jetzt von Anfang bis zu Ende, wie man in einem Hôtel garni lebe. Die Pariserin schilderte es enthusiastisch, ich hörte es phlegmatisch an und sagte: «vie de vagabond.» — «Vie d'étranger,» erwiderte sie, «vie délicieuse — vie toute de liberté.» Hier rief ihr Mann sie, und wir wünschten uns guten Abend.

Wenn die Pariserin hier den Scudo di Francia kennte, so würde sie in ihm ihr Pariser Ideal wiederfinden. Eine Stube mit Betten und die unbeschränkteste Freiheit zu essen oder zu hungern, je nachdem man herumlaufen oder sitzenbleiben will — ich glaube, diese Einrichtung würde selbst den wüthendsten Unabhängigkeitsschwärmer befriedigen.

Wir hatten dem Factotum, welches uns in diese Herrlichkeit einführte, nur eine Bedingung gestellt: die Stube sollte ganz und gar ruhig sein.

Das Factotum versicherte hoch und theuer: «Eine Stube, ruhiger als diese, gebe es in ganz Florenz nicht.»

Die Stube war sehr groß, sehr kahl und sehr kalt. Mir scheint von allen italiänischen Ländern Toskana das rauhste zu sein, wenigstens seh' ich noch keine Spur von Frühling. Das Arnothal find' ich ebenfalls nicht besonders. Das Elbthal ist gerade so schön.

Da ich nun das Elbthal nicht heftig bewundere, so

ließ mich auch das Arnothal völlig frostig, und zwar in doppeltem Sinne. Daß Neigebaur dabei schreibt: allgemeine Natur, sorgsamer Wohlstand, herrlicher Anbau — nicht doch — herrliche Natur, allgemeiner Wohlstand, sorgsamer Anbau, also selbst daß Neigebaur so davon schreibt, konnte mich nicht erwärmen. Ich blieb störrisch frostig — es war zum ersten Mal, daß ich mich wider Neigebaur auflehnte — dieses Gefühl meiner innern Insubordination mochte mich noch ärgerlicher machen, genug, ich fand die Stube im Scudo di Francia sehr kahl und sehr kalt.

Aber da sie die ruhigste in ganz Florenz sein sollte —

Wir fanden zwar nicht auf, aber doch an der Piazza del Gran Duca zu essen, aßen und erstanden dann auf den banchini auf dem Platze der Uffizi den Boccaccio, das Leben Alfieri's und Pellico's Francesca von Rimini, welche einzeln zu bekommen mir noch nicht hatte glücken wollen. Die Concurrenz unter den banchini war gewaltsam, der Eindruck, den wir als gelehrte und seltsame Engländer machten, ein äußerst schmeichelhafter, und was das Beste war, wir bekamen die Bücher so billig, daß unser neuer whim, Bücher wo möglich um Nichts zu kaufen, für eine Zeitlang zufrieden sein konnte.

Nachdem wir noch den Arno hier mit seinen vier alten Brücken und seinen citadellenartigen Quaihäusern

für viel malerischer erklärt hatten, als zu Pisa, trugen wir unsere Bücher in unsere Stube und wanderten dann wieder aus, um uns Thee zu suchen. «Im Scudo di Francia wird zu dem armen Reisenden gesagt, was Gott zu Adam bei der Vertreibung aus dem Paradiese sagte,» hätte ich zu Otto sagen können, aber ich sagte es nicht, es ist mir erst jetzt eben eingefallen.

Um neun kamen wir wieder, müde, comme de droit, und Willens uns niederzulegen, auch comme de droit. Siehe, da erhob sich ein wunderbares Stampfen, als arbeiteten über uns einige Dutzend feindselig Gesinnter mit dem besten Willen und den energischsten Tritten daran, uns so schnell wie möglich die Decke auf die Köpfe herunterzutreten. Wir warteten voll Entsetzen und stammelten: «Aber wenn sie nicht geradezu besessen sind, müssen sie doch ein Mal aufhören.» Sie hörten indessen nicht auf, im Gegentheile, sie schienen erst recht anfangen zu wollen. Außer uns, schrieen wir endlich nach dem Factotum, es stürzte herbei, und antwortete auf unsere verzweifelnden Fragen mit dem unschuldigsten Gesicht: über uns wohne ein Fechtmeister, der allabendlich von acht bis elf und allmorgendlich von acht bis zwölf Privatstunden ertheile. Das war im Scudo di Francia die Definition der stillsten Stube in Florenz.

Ich warf einen Blick tiefer Bitterkeit auf mein

Bett, ging in den verzwickten Corridor, setzte mich auf eine Steinbank und las Francesca von Rimini.

Wohl erkannte ich in der Bearbeitung dieselbe Hand, die so unbeschreiblich wahr die Seele zu portraitiren gewußt, aber ich erkannte auch bald, daß sie nicht die Kraft gehabt, dieses aus Dante herausgebrochene Stück auszumeißeln. Und als der Fechtmeister mit seinen hoffnungsvollen Schülern und ich mit dem Buche fertig war, sagte ich — dieses Mal sagte ich es wirklich —: «In dem einzigen Verse: quel giorno più non vi leggemmo avante, liegt mehr von der ewigen Tragödie der Leidenschaft, als in dem ganzen Drama. Uebrigens hab' ich den Silvio darum nicht weniger lieb — es hätte sich sogar nicht für ihn geschickt, dramatisch groß zu sein.» Und ich benutzte die Erlaubniß, welche der Fechtmeister uns durch sein Stillschweigen gab, und legte mich zu Bette.

Am nächsten Morgen Punkt acht Uhr befahl er uns wieder aufzustehen. Obwohl uns nun dieses lebhafte Begehren der toskanischen Jugend, sich für künftige Kriege in den Waffen zu üben, große Theilnahme einflößte, wünschten wir doch, nicht ferner Ohrenzeugen dieser Bestrebungen zu sein, und Otto eilte, eine weniger stille Stube aufzusuchen. Eine Stunde später war sie in der Trattoria zur eisernen Krone gefunden, und

unter dem alten Symbol des Lombardenreiches haben wir uns eingenistet bis heute.

Es ist gegen vier Uhr Nachmittags und unser letzter Tag in Florenz. Otto ist aus, um noch einige Bücher herbeizuholen, bevor wir definitiv unsern Koffer schließen. Das große, sonderbar eingerichtete Zimmer wird grauer und grauer, weil draußen in der engen Straße der Regen stärker und stärker fällt. Ein Reisigbündel glimmt einsam gleichwie verloren in dem geräumigen Kamine, welches, wie mir scheint, seit Jahren nicht so viel Feuer gesehen haben mag, wie während der zehn Tage unsers Hierseins. Das Reisig brennt gemäßigt, mit Bedacht, als wüßt' es, welchen Werth es hätte. Ein schwacher Schein steigt davon in den Spiegel, unter welchem der alterthümliche Marmortisch eine seltsame Versammlung von Mythologie, Christenthum und Geschichte in Gyps, Bronce und Alabaster trägt. Neben mir auf dem runden Tische steht einer jener thönernen Henkelkörbe, wie sie, gefüllt mit glühender Asche, hier überall getragen und gehalten werden, von den Frauen bei der Arbeit, von den Männern bei den Geschäften, von Jedermann beim Essen. Der eigentliche Name dieses nationellen Geräthes ist scaldino, der nationelle Humor aber nennt es marito. Ich wollte mich anfänglich gar nicht dazu bequemen, jetzt thu' ich

kaum einen Schritt mehr ohne den marito zärtlich in den Händen zu wiegen. Er ist das hiesige Fatum — unvermeidlich.

Dennoch würde ich lieber in Florenz leben, als in Genua, lieber als in Mailand, nur nicht lieber als in Venedig, wie es war, muß ich hinzusetzen.

Es ist mit manchen Städten wie mit manchen Menschen. Wir haben viel von ihnen gehört, erwarten viel von ihnen, lernen sie kennen, wissen nicht, was an ihnen so besonders sein soll, machen ihnen einen Vorwurf aus unserer getäuschten Erwartung, gehen gleichgültig mit ihnen um, weil wir nicht daran denken, daß sie uns je gewinnen könnten, und siehe da, plötzlich sind wir gewonnen, sie liebenswürdig im höchsten Grade, die gegenseitigen Beziehungen die angenehmsten, und Alles ist gekommen, ohne daß wir es im mindesten gewahr geworden sind.

Ich fand im Anfange Florenz ganz voll von Negationen. Die Stadt war nicht groß, fiel nicht auf, bot keinen schlagenden Anblick. Die Natur war eine mittelmäßige, eine erzogene, ohne freien Wuchs, ohne malerische Ausschweifung. Boboli hatte nur geschichtlichen Werth, die Cascine waren gewöhnlich, die Kirchen ohne Glanz und von einer gewissen Alltäglichkeit. Selbst die Gruppe von Dom, Battisterio und Glockenthurm fand

ich in Pisa sowohl schöner wie blendender; der Dom mit seiner Mosaiküberkleidung wollte mir weit mehr barok als großartig vorkommen, und daß Florenz es noch nicht ein Mal dahin gebracht, die Façade vollenden zu lassen, nannte ich nun geradezu eine Jämmerlichkeit.

Auch jetzt finde ich die Stadt noch nicht imponirend, die Natur noch nicht entzückend, die Cascine noch nicht ungewöhnlich, Boboli noch nicht reizend, die mangelnde Façade noch nicht zu entschuldigen, aber die Umgebung, der Umfang, einige Gärten und die Façade eines Domes machen noch nicht die eigentliche Individualität, die intellektuelle Persönlichkeit einer Stadt aus. Es giebt Städte, welche bei einer Fülle von Eigenthümlichkeiten, bei scharfumrissener Physiognomie, ja, sogar bei einem entschieden besondern Wesen keine intellektuelle Persönlichkeit haben, d. h. welche nie eine Epoche beherrschten, nie in der Kunst einen Impuls, in der Literatur Edikte gaben. Wien z. B. hat, trotzdem daß es die Hauptstadt von Oesterreich ist, keine intellektuelle Persönlichkeit, aber Florenz hat sie so gut wie Paris, so gut wie London, so gut wie Berlin, so gut wie Rom und Venedig.

Eine intellektuell-persönliche Stadt offenbart sich augenblicklich durch den Einfluß, den sie auf unsere eigene Intelligenz ausübt. Gedanken keimen in uns, wir

fühlen Unruhe zu wissen, wir werden zu bestimmtem Wollen oder zu unbestimmten Wünschen erregt, Vieles, was wir sonst nicht befriedigend zu unterscheiden vermochten, wird uns angenehm deutlich, Anderes, wovon wir bisher kaum Ahnungen hatten, beginnt für uns zu dämmern — wir haben einen neuen Standpunkt erreicht und sollen neue Anschauungen gewinnen, wir sind auf einen der Märkte des Geistes gelangt und sollen uns wünschenswerthe Dinge aneignen, wir werden mit einem Worte anders, als wir geworden wären, wenn wir nicht in diese Stadt gekommen wären.

Man rede mir nicht von der dämonischen Gewalt der Poesie. Die Prosa ist es, welche dämonische Gewalt besitzt. Nie hat die Poesie Einen, der mit beiden Füßen und innerlicher Entschiedenheit auf die Erde gepflanzt stand, gen Himmel entführt, aber die Prosa, die faßt die Flügel und reißt daran herunter, und wohl dem Geiste, dem sie die Flügel nicht zugleich ausreißt. Ich würde es nie geglaubt haben, aber in der französischen Schweiz hab' ich mich auf meine eigene Kosten davon überzeugt. Es ist ganz einfach, daß Rousseau, der Romancier und Musiker, den Roman für verderblich und die Musik für überflüssig erklärte — er war Genfer, und ich fragte mich nach einem halbjährigen Aufenthalt an seinem See täglich mit dem innerlichsten Mißtrauen:

wozu denn eigentlich die Kunst diene? ob die Poesie nicht nur Ueberspannung, die Begeisterung nicht eine Lächerlichkeit sei? Ja, so weit war ich gekommen, dahin hatte die tugendhafte französische Schweiz mich gebracht, aber jetzt, o des Aufathmens! jetzt weiß ich wieder, warum die Kunst da ist. Anadyomene, Du hast es mir himmlisch wieder gelehrt: die Kunst sei da, weil sie schön sei; Dank Dir, Göttin der Göttinnen, — o, könnte ich ein purpurnes Blumenopfer zu Deinen weißen Füßen legen!

Oder könnte ich Dich auf eine goldenbehangene Tragbahre stellen und bei Klängen süßer Musik in einen Tempel tragen lassen, für Dich gebaut aus dem Schnee von Carrara, zwischen Oelbaumhainen, die hinabschweifen an eine durchsichtige Meerbucht, wie ich sie kürzlich gesehen und noch nicht wieder vergessen kann! Hier in der mittelalterlichen Stadt, wo sie Dir in der Charwoche Weihwasser geben, bist Du doch im Exil. Arme, süße Göttin!

Ist es nicht unter den Damen, welche Reisebücher schreiben, Mode geworden, die Venus der Medici nicht so schön zu finden? Mir dünkt, ich habe so Etwas gehört. Ist es, so möge man sich darauf verlassen: es ist Nichts, als der liebe Neid. Sie fühlen sich in ihrer modernen Unnatur gedemüthigt durch die göttliche Natur

in diesem einzigen Bilde. Auch ich war in meinem Gefühl als Frau wie vernichtet; aber zugleich trat mir eine Thräne der Seligkeit ins Auge, wie damals, als ich von Opschina aus zum ersten Male das blaue Meer sah. Ich nahm einen Sessel und ließ mich darin nieder — ich wollte diesen ersten Morgen Nichts sehen als meine Göttin. Unerträglich war es mir, daß andere Sterblichkeit sich neben mir und um mich her bewegte. Allein hätte ich sein wollen mit der Unsterblichen — dann hätte ich vor ihr knieen können, und danach hatte ich heimlich die heftigste Sehnsucht. Daß einige Engländerinnen mir nachahmten, brachte mich nun gar auf. Wie konnten sie es sich einfallen lassen, die Anbetung der höchsten Schönheit mit mir theilen zu wollen? Verstanden sie es denn, sie anzubeten? Ich durfte nur einen Blick in ihre schwerfälligen Gesichter thun, um mich ihnen unermeßlich überlegen zu fühlen, sie von einer für sie unerklimmbaren Höhe aus geringzuschätzen. Man wird sagen, die Göttin habe meinen armen Verstand etwas verwirrt. Ja, und ich lobsinge ihr dafür. Es kann einem ja nichts Herrlicheres widerfahren, als ein Mal wieder außer sich zu sein. Wär' ich ein Mann gewesen, ich wäre mehr geworden — liebeswahnsinnig. Gut, daß mein Mann so vernünftig ist. Auch er fand Venus göttlichst, aber er kam dabei nicht aus dem Gleich-

gewicht, und ich war sehr damit zufrieden; ich konnte so ohne irgend eine Störung die Wonne empfinden, mich in der Uebermacht des göttlichen Wesens zu fühlen.

Wie im Ulrich die Ida Hahn ihre Ilda die Unica zuerst vor die Herodias führen lassen kann, begreif' ich nicht. Ueberall wo anders würde die Herodias der Diamant sein, aber in der Tribune? Neben der Venus auf dem weißen Linnen, neben der wundervollen Madonna des Sarto, neben der Fornarina, der Venus Rafaels? Nun, die Neigung ist frei — ich glaube, gäbe man mir die Erlaubniß, ein Bild in der Tribune zu wählen, ich trüge die Fornarina fort, mit dem Blütensternenkranze in ihrem braunen Haar. Die Fornarina ist als Weib, was die Venus der Medicäer als Göttin ist — unvergleichlich. Von ihren braunen Augen ließen sich Hymnen dichten. Sie war's werth, von Rafael geliebt und gemalt zu werden.

In einem Sonnentage von Schönheit steht man in der Tribune. Nur mit Widerstreben ging ich in die andern Säle. «Dort sind ja doch nur einzelne Strahlen,» dachte ich. Dann aber freute ich mich, daß ich auch diese Strahlen in meine Seele ziehen gelassen. Strahlen können in der Seele nie zu viel sein — es sind so oft Wolken über ihr zu durchdringen.

Die Flora von Tizian ist ein blasser, ätherischer

Strahl, duftig, feucht, wollüstig, aus einem jener Abendhimmel, die zugleich von Glorie prangen und in Thau zittern.

Der Malteserritter von Giorgione ein düster glühender, geschliffen, blendend, beklemmend, aus einem nachmittäglichen Gewitterhorizont, der halb voll tiefen Dunkels, halb voll schneidenden Glanzes ist.

Carlo Dolci's Magdalene ein zarter, bebender, herausdämmernd aus dem linden Dufte, welcher an lautlosen Sommertagen bisweilen die irdischen, wie die himmlischen Fernen mit süßer Melancholie verschleiert.

Das Bacchanal von Rubens ein glänzendfrischer, wie er im leuchtenden Herbst zwischen launenhaften Wölkchen hervor auf schimmerndbuntem Weinlaub und üppigen Trauben tanzt.

O, ich möchte ein Jahr lang täglich zwei Stunden lang diese Welt von Strahlen durchirren und dann in dem Sonnenlichte der Tribune ausruhen.

Dort ausruhen, oder vor der Niobe durchdenken, was der Schmerz ist.

Ich bin mit einem tiefen Schauer in den Saal der Niobe getreten. Ich fürchtete die Gruppe. Aber die Niobiden fliehen, flehen und sterben rund um den Saal. So wird der Eindruck durch die gesonderte Betrachtung gedämpft, und nur Niobe selbst erschüttert. Aber auch

tief. Selbst wenn man von der Geschichte nie gehört hätte, würde man für diese Gestalt das Wort finden: das muß eine Mutter sein. Die an sie geschmiegte «Kleinste» ist zugleich das reizendste Ideal und die rührendste Wahrheit der ersten Mädchenjugend. Auch hier füllten sich mir die Augen mit Thränen, aber mit andern Thränen, als die sind, in denen die Schönheit sich spiegelt. Ich weinte hier, weil auch ich Frau und Mutter bin, und weil jede Mutter, wie Niobe, einst umsonst ihr Kind schützen wollen kann gegen den Pfeil, den kein Flehen aufhält.

Von der Niobe gingen wir zu den Grabmälern in Santa Croce.

Italien hat einen eigenen Genius hervorgebracht — den nach Universalität ringenden. Leonardo, Buonarotti, Cellini, Salvator Rosa sind seine glänzendsten Offenbarungen. Das dachte ich vor dem Denkmal Michel Angelo's.

Neben dem seinen lies't man auf dem Dante's: Onorate l'altissimo Poeta. Ich fragte mich: wird ein bitteres Leben durch einen weißen Marmor und drei Worte bezahlt? Ist es nicht besser zu leben, während man lebt, als wenn man todt ist? Und wer noch wenigstens als Todter lebt, wem noch wenigstens ein Marmor mit einem Namen wird! Aber wie viele Arme,

unglückliche Liebhaber der Ruhmesgöttin, die ihre Tage und Nächte umsonst damit hingebracht, ihr Gehirn zu zermartern und ihre Hand zu ermatten, und warum? — um Bücher zu schreiben, die nicht gelesen werden, weder während sie neu sind, noch wenn sie alt geworden. Der armen Thoren, und, wer weiß, ob nicht der armen Thörin, die jetzt dieses Blatt voll kritzelt!

Und doch — wer will, kann. Alfieri hat ein Denkmal zwischen Dante und Macchiavelli, und was war Alfieri noch mit siebenundzwanzig Jahren? Ein Schulknabe. Und er wollte tragischer Autor werden, und er ward es. Sein Leben sind die Memoiren des Wollens, so wie er die Personification desselben ist. Leider kann nur ein Mann so wollen. Die Frau wird durch einen Schatten auf dem Gesicht des Geliebten, durch eine Furcht ihres Herzens, ja, durch eine Nähnadel gestört, die sie verloren hat. Die Ruhmesgöttin aber will, daß nur sie gewollt werde, so, wie von Alfieri. Seine Liebe zur Gräfin Albany gilt für seine eigentliche — nicht doch. Als er eigentlich liebte, d. h. mit seinen Sinnen und seinen Gedanken, mit seinem Herzen und seinem Kopfe, da dachte er nicht an Tragödien. Die Gräfin Albany war nur seine Begeisterung, die Najade seines Dichterquells. Mit Leidenschaft liebte er da nur noch die Göttin. Mochte seine Dame da sein, oder nicht —

er schrieb Tragödien. Wirksamkeit im Vaterlande wurde ihm angeboten — er lehnte sie vornehm ab — was Wirksamkeit, was Vaterland! — er hatte eine andere Aufgabe — er schrieb Tragödien. Die moderne Zeit brach mit der Revolution furchtbar an — was kümmerte ihn die neue Zeit? — Die einzige eines Mannes würdige That war und blieb für ihn, Tragödien zu schreiben. Und seine Tragödien liegen heute noch auf allen Banchini, und sein Grabmal ist in Santa Croce und man sagt: Vittorio Alfieri, wenn man Petrarca, Dante und Tasso gesagt hat. Das macht: er hat gewollt.

Ob es nun wirklich in solcher Zeit und während solcher Kämpfe eines Mannes würdig war, Nichts zu denken, als Tragödien? Nach meiner Empfindung — Nein. Das Wort spricht nicht los von der That, der Dichter hat keinen Freibrief als Mensch, das Talent berechtigt nicht zur egoistischen Ruhe. Wenn Alfieri neben seinen Tragödien sich bemüht hätte, ein besseres Italiänisch in Piemont einzuführen, so würde das seinem Ruhme wahrlich keinen Eintrag gethan haben. Körner schrieb: zum Tode für's Vaterland ist Keiner zu gut; ich sage: es ist Keiner zu groß zur kleinsten Mühe. Und ein Mann, der blos Verse schreibt — Byron opferte sich für eine fremde Freiheit, die noch dazu eine sehr zweifelhafte war, nur «um nicht blos Verse

geschrieben zu haben.» Alfieri — es thut mir leid um eine Bewunderung — aber Alfieri ist mir seit einem Jahre viel, viel weniger geworden.

Wie groß dagegen ist der Macchiavelli. Eine biographische Notiz über ihn liegt vor mir. «In dem Zeitraum von vierzehn Jahren und wenigen Monaten wurde er neben seinen ungeheuern Geschäften als Geheimschreiber der Republik nicht weniger als dreiundzwanzig Mal verschickt und zwar immer in Sendungen von der höchsten Wichtigkeit.»

Und welchen Antrieb hatte er zu diesen Anstrengungen? Den Ehrgeiz des Mannes, oder die Begeisterung des Schwärmers? Keines von beiden. Ich kenne keinen Schriftsteller, melancholischer, als Macchiavelli. «Es pflegen die Provinzen, in denen Veränderungen geschehen, fast immer von der Ordnung zur Unordnung und dann wieder von der Unordnung zur Ordnung überzugehen. Denn den irdischen Dingen ward das Stillestehen nicht gewährt; sind sie zu ihrem Scheitelpunkt gelangt, können sie nicht höher, so müssen sie wieder abwärts, und sind sie so tief gesunken, wie sie sinken können, so treibt es sie wieder aufwärts; vom Guten neigen sie sich zum Bösen, und vom Bösen streben sie zum Guten, und so gebiert die Tugend Ruhe, die Ruhe Müßiggang, der Müßiggang Ausschweifung und die

Ausschweifung Verderben, und wiederum entsteht aus dem Verderben Ordnung, aus der Ordnung Tugend und aus der Tugend Ruhm und Glück.» So fängt das fünfte Buch der florentinischen Geschichten an. Kann es ein Bild, melancholischer und hoffnungsloser, von den irdischen Zuständen geben, als dieses Wechselerscheinen des Guten und des Bösen, ein Wechselerscheinen so ruhig, so einfach, so natürlich, so nothwendig wie das von Tag und Nacht? Eine Ruhe, welche die Welt und ihre Leidenschaften so überschaut, gleicht der des Gletschers auf unerreichbaren Alpenhöhen. Und auf dem Gletscher zündet der Blitz nicht, brennt das Feuer nicht, in einer solchen Ruhe giebt es keinen Ehrgeiz und keine Begeisterung. Machiavelli muß ohne Genuß und ohne Befriedigung gewirkt haben, aber er hat gewirkt, weil es die Bestimmung ist. Die Bestimmung gelassen erfüllen ist Größe, vor der Größe beugen wir uns — meine Seele beugte sich vor Machiavelli's Grabmal.

Als wir vor vier Jahren zum ersten Mal nach Italien wollten und sollten, kannte ich Machiavelli noch nicht.

Ich habe noch nie ein ganzes Buch von Jean Paul lesen können, aber von keinem Dichter lieb' ich mehr die einzelnen Worte, und unter andern wunderschönen hat er wunderschöne über die erste Reise gesagt. Wo sie stehen, weiß ich nicht, auch nicht genau mehr, wie sie

lauten, aber daß sie wunderschön sind, weiß ich ganz genau, und was die erste große Reise, das erste Vertauschensollen des Bekannten mit dem Unbekannten, der Ebne mit den Alpen, des Landes mit dem Meere, was das Alles ist, das weiß ich auch.

Ein freimüthig Bekenntniß ist gut, selbst wenn es gegen uns ist: ich habe daheim in der unmittelbaren Nachbarschaft der großen östlichen Steppen mehr als einen März erlebt, der um zehn Grad und darüber wärmer war, als der jetzige hiesige. Im Anfange eines solchen bereiteten wir uns auf Italien vor. Unsere Zimmer lagen an der Sonnenseite, alle Fliegen in den Fensterritzen waren bereits aus ihrem Winterschlafe erwacht, sumsten und schwirrten den lieben langen Tag. Draußen keimte das Gras mit Macht, ja, ich weiß nicht, ob nicht sogar die Veilchen schon Knospenlust hatten. Die Abendröthen waren warm und durchsichtig, die Abende selbst von jener Milde, die wie ein Mitgefühl mit der Frühlingsunruhe in der Menschenbrust erscheint. Und während wir im warmen Zimmer das Geschwätz der Fliegen schwirren hörten, oder das Abendroth so schön und ahnungsvoll fanden, wie noch nie, entwarfen wir, wohin wir wollten, was wir Alles sehen wollten, was Alles besuchen, was Alles lernen. Wir lebten damals völlig außer Zeit und Raum, rede-

ten, als könnten wir um die Erde, wie Puck im Sommernachtstraum. Alle unsere weißbeflügelten Traumschiffe strandeten bald nachher am Markusplatze, ein so prachtvoller Scheiterplatz, daß man sich als Schiffbrüchiger dort wohl glücklich preisen kann, indessen — die Traumschiffchen waren doch auch gar hübsch. Auf einem derselben landeten wir auch immer im Pratolino, dem Lustschlosse Bianca's, denn, wie ich gesagt, den Macchiavell kannte ich noch nicht, aber Bianca interessirte mich damals ungemein, und so wollte ich unsäglich gern nach Pratolino. Jetzt hätte ich nun hingekonnt, und bin nicht dagewesen, denn Bianca interessirt mich nicht länger, und wir waren im Poggio, in Fiesole, in Bellosguardo und froren überall so erbärmlich, daß wir der Landfahrten mit kaltem Apenninenwind müde geworden sind und Pratolino liegen lassen bis auf ein anderes Mal.

Ich sage: ein anderes Mal — ich will wieder nach Florenz — Florenz ist der Vorhof zu Rom — ich will einst noch eine Zeit im Vorhof weilen und dann in den Tempel, wenn der erst wieder ganz des Papstes ist, oder ganz nicht mehr des Papstes.

Der Poggio Imperiale ist der Typus eines italiänischen Sommerlustschlosses — Fresken, Bilder, Statuen, Mosaik, Marqueterie, Alles in heiterer Verschwendung verstreut in den luftigen Sälen, in den hellen Zim-

mern. Wir sahen aus den hintern Fenstern das Landhaus von Galilei, von dem vordern Balkon im Hofe das Musikchor des hier einquartierten österreichischen Militairs. Es spielte, umdrängt von einem dichten, lebendigen Kranze, elegante Equipagen kamen an, die Offiziere, so kokett wie die Preußen nur immer sein können, begleiteten Damen, und am Ende der schönen Cypressenallee lag das römische Thor und Florenz.

Fiesole ist das ächteste, altitaliänische Bild, welches sich denken läßt; in Bellosguardo hatten wir Schnee, weiter weiß ich davon Nichts zu sagen.

Was ich mir genau angesehen, ist das Kloster von San Marco, d. h. den Kreuzgang. In die Zellen hinauf durft' ich natürlich nicht, dafür hatte ich, während Otto oben war, vollkommene Zeit, Savonarola's Physiognomie zu studiren. Er steht in dem einen Bilde unter dem Volke, soll ganz ähnlich sein und sieht durchaus nicht wie ein religiöser Fanatiker, wohl aber wie ein höchst ehrgeiziger Politiker aus. Ich meine, noch bei andern geschichtlichen Physiognomien dürfte unter dem religiösen Fanatismus der politische Ehrgeiz entdeckt werden können; man hat dem armen religiösen Fanatismus viel zu viel aufgebürdet: er ist die bête-noire der Geschichtschreiber. Meiner Ansicht nach gab es nie einen eigentlichen Religionskrieg, nur religiöse Verfol-

gungen. Auch die ächten Märtyrer sind nach den ersten Jahrhunderten in Europa selten; Savonarola wenigstens starb nicht für seinen kirchlichen Glauben und ist der Wahrheit nach noch zu dichten.

Was ich nicht sehen konnte, war die Gallerie Pitti. Chiusa, chiusa, und chiusa, hieß es, so oft wir nachfragten. Und jetzt schließen sie auch meine Göttin ein, als ob sie Buße dafür thun sollte, daß sie so schön ist. Darum reisen wir auch ab. Was soll man in Florenz, wenn die Gallerien zu sind? Ihr Wiedereröffnen können wir nicht erwarten, denn die Zeitungen stellen den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich in die nächste Nähe, und da dürfen wir doch nicht fehlen. Die prächtigen Mineralien und Conchylien im naturhistorischen Museum haben wir dagegen unermüdlich besucht, ebenso den Galilei gewidmeten Saal, ein in Idee und Ausführung des großen Todten würdiges Denkmal.

Und was ich nicht gesehen zu haben wünschte, das ist die Nacht von Buonarotti, mitsammt der Dämmerung, mitsammt der Aurora und dem Tage. Was für eine Nacht! Sie sah aus, wie meine alte Pisanerin, ebenso häßlich und ebenso alt. Ich eilte ordentlich erschrocken aus der Kapelle in den Wagen; von allen Enttäuschungen in meinem Leben ist diese Nacht die kolossalste.

Florenz, den 26. März 1850.

# In der Trattoria.

## Den ersten Tag.

«E la sera, se vogliono contentarsi della nostra piccolezza, —» sagte uns der Signor Alessandro, nachdem wir unsere Gemächer in der Trattoria zur eisernen Krone bezogen hatten. «Des Abends, wenn Sie sich mit dem Wenigen begnügen wollen, das wir zu bieten vermögen —»

Wir dankten und nahmen an, d. h. versprachen.

Diesen ersten Tag erfüllten wir jedoch unser Versprechen noch nicht. Wir eilten zum ersten Male in die Tribune, und ich kam melancholisch zurück. Man ist, glaub' ich, nie sehr vergnüglich gestimmt, wenn man eben im Olymp gewesen ist und nun wieder auf die Erde zurück soll. So hörte auch ich mit schmerzlicher Gleichgültigkeit die Vorschläge an, welche der Signor Alessandro uns wegen unsers Mittagmahles that. Nur als er Alesso nannte, wurde ich lebhaft und sagte:

«O Nichts von Gesottenem! Wie kann man Rindfleisch essen, wenn man eben erst die mediceische Venus gesehen hat? Wie kann man hier in Florenz überhaupt Rindfleisch essen? Ich begreife das nicht.»

«Die Gewohnheit,» erwiederte mir der Signor Alessandro. «Man gewöhnt sich an Alles, selbst an die Venus der Mediceer, obgleich ich für mein Theil noch immer in sie verliebt bin.»

«Das gefällt mir,» sagte ich und sah mir den Signor Alessandro genauer an, während er uns Hühner, Artischocken und Eier zugleich mit dem süßen weißen Weine brachte.

«Höre,» sagte ich zu Otto mit der Miene, wie man sie annimmt, wenn man eben eine Entdeckung gemacht hat, zu der einiger Scharfsinn nöthig gewesen ist, «höre, der Signor Alessandro ist eigentlich ein sehr hübscher Mann.»

«Bildhübsch,» erwiederte Otto lächelnd; «ich habe das gleich heute Morgen bemerkt.»

«Ob er eine Frau hat?» meinte ich, «und ob die auch so hübsch ist?»

Ich fragte ihn danach, d. h. natürlich nur, ob er eine Frau habe.

«Ich habe eine gehabt,» versetzte Alessandro, «aber sie starb vor sieben Monaten.»

Wir machten Gelegenheitsgesichter. Alessandro lächelte fein.

«Und Kinder?» fragte ich weiter. Ich bin ein reisendes Fragezeichen geworden, seit — ich werde später erklären seit wann.

«Zwei,» antwortete Alessandro, «eine Kleine von elf Jahren und einen Sohn von achtzehn, der auf Elba steht.»

«Was?» riefen wir Beide ordentlich erschrocken, «Sie haben schon einen Sohn von achtzehn Jahren?»

«Ich bin sechsunddreißig Jahr und habe mit siebzehn geheirathet,» war die Antwort.

«Ah so,» sagte ich. «Ja, dann,» sagte Otto.

Mehr bekamen wir für diesen Tag nicht zu erfahren, wenigstens von Innerlichkeiten. Von Aeußerlichkeiten sahen und bemerkten wir, daß der Cameriere ein carmoisinseidenes Halstuch trug und Cesare hieß, daß der Piccolo in Hemdsärmeln einherlief und Pietro hieß, und daß eine freundliche rundliche Alte, welche von Alessandro Mamma genannt wurde, uns immerfort bedienen wollte und uns doch nie verstand, weil wir noch nicht gelernt hatten, florentinisch zu reden, d. h. jedes C wie Ch auszusprechen. Was wir nicht sahen, war der Platz, an welchem zu liegen die Trattoria den Anspruch machte.

## Den zweiten Tag.

Es war fünf Uhr Nachmittag. Wir traten aus der Glasthür unsers zweiten Zimmers auf die Gallerie, gingen die Treppe hinunter und die Gallerie im ersten Stock hinauf. An einer Thür am Ende angelangt, klopften wir. «Entrate!» Und wir öffneten.

Es war ein Zimmer, welches nur ein Fenster auf den Hof, dafür aber Thüren nach allen möglichen Richtungen hatte. Das eine Fenster machte es nicht hell, und die vielen Thüren machten es kalt, so daß es Nichts weniger als heimlich war. Mit einer Thür allein hätte es ganz gut für eine Gefängnißzelle gelten können, allerdings für eine geräumige. Der Fußboden war unbedeckt und ungleich, die Decke dagegen überall gleichmäßig verräuchert. Die Wände waren wie die Decke, die Geräthschaften nicht reichlich vorhanden. Außer einem Schrank und einigen Rohrstühlen stand vor einer langen Lehnbank ein langer Tisch, und das — nun ja, das war Alles, was es im Empfangzimmer der Familie Bentivegni zu sehen gab.

Wir trafen sie eben beim Mittag, zu welcher Mahlzeit sie sich auf der Bank und einigen Stühlen um den einzigen Tisch her niedergelassen hatte. Unser Eintritt brachte, obgleich wir unsern ersten Besuch machten, durchaus

keine Störung hervor. Die Mamma machte mir neben sich auf der Bank Platz, Otto bekam einen Stuhl, die Mamma sagte, auf die verschiedenen Ihrigen deutend: «Mann, Sohn, Töchter und Enkelin,» und damit war die Reihe des Bekanntwerdens an uns.

Ich habe mich oft und gern auf die harte Bank gesetzt, obwohl sie eben hart war. Seit ich mich demüthig davon überzeugt, daß nur in des Lebens Wahrheit des Lebens Poesie enthalten sei, bin ich ein Fragezeichen geworden. Nichts liegt mir zu tief; mit unermüdlicher Begierde untersuche ich alle Schichten der Gesellschaft, an denen mein Weg mich eben vorüberführt, alle Bruchstücke, welche die Welle des Zufalls mir gerade entgegenspült. Diese Studien sind nicht immer angenehm, ja, bisweilen sogar unangenehm genug — man bekommt oft solche eckige oder schmutzige Exemplare in die Hände, daß der ganze Muth der Wissenschaft dazu gehört, sie anzufassen und zu besehen — oft aber auch findet man, was einem herzliche Freude macht, und das entschädigt denn wieder. Hier war es der Fall. Alessandro war geistreich, der Babbo nett, die Mamma noch netter, Adelina sehr hübsch, Merope allerliebst, Carlotta ebenfalls allerliebst, und die Signora Barbara, sowie der Papagei, nun gar mein Vergnügen.

Man wird mir indessen einwenden, man könne aus

diesem Abriß von Begeisterung die Familie Bentivegni unmöglich kennen lernen. Darin hat man denn vollkommen Recht, und ich beeile mich, ausführlichere Portraits von ihren Mitgliedern zu skizziren.

Alessandro, um mit ihm anzufangen, Alessandro war der Sohn, der Aerger und der Mephistopheles des Hauses. Ich habe schon gesagt, daß er mit siebzehn Jahren geheirathet hatte und mit achtzehn Vater eines Sohnes und mit fünfundzwanzig Vater einer Tochter geworden war — was ich aber noch nicht gesagt habe, — daß er mit sechsundzwanzig seiner Frau, seinem Sohne und seiner Tochter in der Wiege ebensogut davonging wie seinen Eltern, seinem Bruder und seinen beiden Schwestern, Merope und Carlotta. Eigentlich sollte ich sagen: er ging fort, denn mit dem Wort davongehen verbindet man unwandelbar den Begriff einer Abreise ohne Abschied, und Alessandro nahm Abschied. Vom Vater und von den Geschwistern einen kühlen, von der Mutter einen durch ihre Thränen genetzten. Eine Mutter weint, und wenn der größte Thunichtgut von der Welt in die Welt geht, und Alessandro war kein eigentlicher Thunichtgut, er lebte nur mit seiner Frau, wie, nun, wie man gelebt haben muß, um ihr zuletzt davonzugehen, denn seiner Frau war Alessandro davongegangen, das läßt sich nicht leugnen. Was die Frau

that? Nun, obwohl sie sich mit ihm wie in einer Hölle in Miniaturformat gefühlt, nahm sie es doch sehr übel auf, daß es ihm in dieser Hölle zu heiß geworden. Sie meinte, wenn man ein Mal eine Last gemeinschaftlich übernommen, müsse man sie auch gemeinschaftlich tragen. Während sie jedoch das der Familie ihres Mannes zu beweisen suchte, war ihr Mann selbst in Livorno, und spielte den Komiker bei einer kleinen, aber guten Truppe. Von Livorno ging er nach Genua, von Genua nach Mailand, von Mailand nach Venedig, von Venedig nach Rom, von Rom nach Neapel. Sein Bruder starb, er blieb der einzige Erbe der Trattoria, die Eltern verlangten ihn dringend zurück, selbst die Schwestern ließen sich herab, ihn zur Heimkehr einzuladen — Alessandro kam nicht. Sein Sohn ward groß, trat ein, seine Tochter wurde unter der Verziehung der Mutter unbändig ungezogen — Alessandro ließ Sohn und Tochter werden, was und wie sie wollten, spielte Komödie und kam nicht. Da starb vor sieben Monaten die Frau, und seit fünf Monaten war Alessandro zurück am väterlichen Herde und machte statt des Komikers den Trattore. Aber der Komiker sah aus dem Trattore heraus. Der Trattore brachte den Gästen die Schüsseln, aber der Komiker wechselte mit ihnen den Witz und den Schwank. Der Komiker machte die Mienen im Ge-

sichte des Trattore. Der Trattore bediente, der Komiker interessirte uns.

Der Babbo war ein höchst unähnlicher Vater seines Sohnes. Sehr gelassen, sehr stattlich, sehr geschichtskundig, sehr spruchreich, und das Alles unter der weißen Mütze und in der weißen Jacke des Kochs, denn der Babbo kochte den ganzen florentinischen Tag von acht bis um fünf, weswegen Alessandro's Rückkehr an den väterlichen Herd in doppelter Bedeutung genommen werden muß, ein Mal bildlich und ein Mal buchstäblich. Um fünf nahm der Babbo, immer in der weißen Mütze und weißen Jacke, Platz am Tische und half verzehren, was von seinem Gekochten noch übrig war. Dann vertauschte er die weiße Mütze mit einem schwarzen Hute, schlug über die weiße Jacke den schwarzen Mantel und ging hinunter in den Café, der im Hause zu ebener Erde war und die Familie und die Gäste mit den im florentinischen Frühling so nöthigen warmen Getränken versorgte.

Von der Mamma erwähnte ich schon, daß sie rundlich und freundlich war. Ich füge noch hinzu, daß sie in einem fort schaffte, damit die Töchter es bequem hätten, daß sie dem Sohn und dem Cesare bedienen half, damit die Mädchen nicht etwa den Scherzen der Gäste ausgesetzt wären, daß sie diese unaufhörliche Thä-

tigkeit für ihre Kinder als etwas ganz Natürliches ansah und nicht im mindesten Anerkennung dafür erwartete, und daß sie endlich, selbst wenn die Kinder üble Laune zeigten, nie ihre gute verlor. Mehr als dies läßt sich von der Mamma nicht sagen, aber ich meine, es werde genügen, um von ihr einen sehr angenehmen Begriff zu geben.

Adelina war die Tochter Alessandro's, ein wunderhübsches Kind, von jener antiklieblichen Gesichtsbildung, wie wir sie in Florenz so vielfach bewunderten, dabei aber, wenn man den allgemeinen Klagen Glauben schenken konnte, ein Extrakt unnützer Eigenschaften vom Vater und schlechter von der Mutter, angeschnauzt vom Großvater, von Carlotta allenfalls geduldet, von Merope unaufhörlich als charattere chattivissimo geschildert, vom Vater gar nicht behandelt, nur von der guten Großmutter einigermaßen geschützt, ein kleines Geschöpf, bei dem man sich alle mögliche Mühe gab, es zu einem recht schlimmen großen zu machen.

Merope war die älteste Tochter des Hauses, die älteste Schwester Alessandro's, die älteste Tante Adelina's. Etwa dreißig Jahr alt, dabei blühend, so viel es ihre dunkle Haut zuließ. Nicht absolut hübsch, relativ dagegen sehr. Große, schwarze Augen, mit denen sie einen voller Neugier und Ernstlichkeit ansah. Ernstlich

auch in ihren Reden, nachdrücklich in ihrem Gehaben. Wimpern, Brauen, Stirn, Kopf, Hände, Alles deklamirte. Demohnerachtet nicht lebhaft — Alles geschah mit Ruhe, mit einer gewissen musikalischen Mäßigung. Worüber sie sprach, während sie so deklamirte? Ueber die Fehlerhaftigkeit der Frauenerziehung in Italien und über die Schlechtigkeit der Männer, auch in Italien. «È una chran bella chosa, l'educhazione,» und: «chli chuomini sono tutti chattivi, ma chattivissimi,» waren ihre Hauptredensarten, bei deren letzter sie den rechten Zeigefinger immer besonders ausdrucksvoll hin und her bewegte.

Carlotta war an acht Jahr jünger, als ihre Schwester, feiner, blässer und schmachtender. Sie glich ganz einem Keepsakestahlstich von irgend einem Italian Girl. Sie hatte eine melancholische Stimme, ein anmuthig langsames Wesen, große dunkelblaue Augen unter glänzenden schwarzen Augenbrauen, schönes schwarzes Haar und jene weiche bleiche Färbung, welche fast immer die Offenbarung eines leidenschaftlichen Seelenlebens ist.

Die Familie wäre beschrieben, es blieben nur noch die beiden Theilnehmer an derselben: die Signora Barbara und der Papagei.

Die Signora Barbara war aus Rom, der Papagei aus Venedig, d. h. dort gekauft. Beide waren, die

Barbara eine Bekanntschaft, der Papagei ein Kauf Alessandro's. Die Barbara war Primadonna in der Komödie, aber, leider, jetzt ohne Stelle, der Papagei, wie Alessandro sagte, ein diavolo, aber ein diavolo mit einer Stelle, d. h. mit einem Ständer, welcher in einer Art Rumpelkammer aufgepflanzt war. Die Barbara saß von zwölf Uhr Mittags bis um acht Uhr Abends im Empfangzimmer, aber nie mit am Tische, der Papagei kam blos zur Mahlzeit herein, aber dann speiste er auch mit. Die Barbara nähte und schwieg, der Papagei saß müßig und plapperte; Beide aber waren mein besonderes, mein ganz persönliches Vergnügen.

## Den dritten Tag.

Es war die Zeit zwischen Nachmittag und Abend. Ein Perückier war gestorben, die Glocken läuteten ihn aus, es war oben in unsern großen einsamen Zimmern, wenn auch nicht gerade schauerlich — der nordische Schauer reist einem nicht nach Italien nach — aber doch traurig. Ich sagte: «Gehen wir ein bischen hinunter,» und hinunter gingen wir.

Der Tisch ganz besetzt, freundliche Gesichter, herzliches Willkommen, die florentinische Kupferlampe auf ihrem hohen Fuße mit drei Flammen brennend — das Empfangzimmer heimelte einen ordentlich an.

Ich setzte mich neben Merope auf die Bank. Rechts hatte das hübsche Mädchen einen jungen Mann: er saß etwas im Schatten, hatte nach hiesiger Sitte den Hut auf, so konnte ich ihn nicht genau sehen, aber mir schien, er war blond.

«Und wo ist der Babbo?» fragte ich.

«Im Café.»

«Immer im Café? Und der Signor Alessandro?»

«Auch im Café.»

«Was, Alle im Café? Aber doch nur für heute?»

«O nein, das ist hier so die Gewohnheit. Die Männer bleiben niemals zu Hause, keinen Abend — chostume chattivissimo.»

Wenn man chattivissimo lies't, so ist's Merope, die da spricht. Es war ihr Lieblingswort, und sie immer in Bekümmerniß über alle die chose chattive in dieser Welt, Welt der Unvollkommenheit, Welt der Trübsal, Welt der nichtsnutzigen Männer.

«O,» sagte ich, «in Deutschland sind die Männer nicht schlimm, sondern gut, aber gut!» Ich bitte meine lieben Landsmänner um Vergebung, wenn ich sie zu sehr geschmeichelt — ich fürchte es fast, aber, lieber Himmel, die Vaterlandsliebe! Man muß für sein Vaterland Alles thun, sogar etwas lügen.

Merope sprach bewundernd: «è una chran bella

chosa!» diese liebenswürdige Redensart — sie drückt solch' einen unbedingten Glauben an das, was Ihr sagt, solch' ein ehrfurchtsvolles Erstaunen darüber aus!

Der Piccolo kam — er hatte ein Mäntelchen umgethan — er meldete, daß er fortgehe.

«Selbst der Piccolo wandert aus — kann denn kein männliches Individuum es im Hause aushalten?»

«So ist's — die armen Frauen müssen allein bleiben, allein.»

«Die armen Frauen lassen sich indessen doch trösten,» sagte ich lachend, denn eben hatte ein Signor Paolo sich empfohlen, und statt seiner ein Signor Giovanni sich eingefunden, welche Herren wahrscheinlich ihrerseits Frauen und Töchter sitzen ließen, um bei der Familie Bentivegni Besuche zu machen.

Merope antwortete: «Gewiß, wir trösten uns, aber es ist una chosa chattiva, nicht wahr, Madama?»

«Una chosa chattivissima,» bestätigte ich weise.

Der blonde junge Mann neben Merope nahm jetzt das Wort. «Bei uns giebt es ein Sprüchwort, das sagt: zwei glückliche Tage sind in der Ehe: der des Ringes und der des Todes.»

«Versteht sich doch des Todes der Frau?» fragte ich.

«Natürlich,» antwortete Carlotta halb satyrisch, halb wehmüthig.

«Es heißt auch noch bei uns,» fuhr Merope fort, «man heirathet aus vier Gründen: um der Liebe, um der Schönheit, um der Aussteuer und um der Kinder willen. Die Liebe hört auf, die Schönheit vergeht, die Aussteuer wird ausgegeben, was bleibt? die Kinder.»

Ich dachte: «so ehrlich ist man bei uns nicht. Da wird jedes alltägliche Gefühl romantisch getauft, und nun soll es als ein außerordentliches angenommen werden. Hier — nennt man die Dinge bei ihrem wirklichen Namen und — resignirt sich.»

«Monsu,» wandte jetzt Carlotta, mit einer liebenswürdigen Freimüthigkeit sich an Otto, «darf ich Sie fragen, wie lange Sie verheirathet sind?»

«Im Herbst fünf Jahr,» antwortete er.

«Gott,» sprach sie, die Schwester ansehend, «ist es möglich? Ich habe geglaubt, einige Monate. Barbara, hast Du gehört?»

Die Römerin versetzte ohne von der Arbeit aufzusehen: «Ja — es ist gut.»

Merope sah den jungen blonden Mann an und sprach ausdrucksvoll: «è una chran bella chosa!»

## Den vierten Tag.

Ich stand und hielt den zweiten Band des Decamerone in der Hand. Otto saß an unserm gewöhnlichen

Tische und wartete auf das Frühstück, d. h. auf das zweite. Wir wollten nach Fiesole, daher erst gegen Abend zu Mittag essen. Es war noch früh, das Zimmer noch leer; das weiße Tischzeug leuchtete reinlich, die Vasen waren mit frischen Frühlingsblumen gefüllt, draußen schien ausnahmsweise die Sonne.

Alessandro stand, immer auf dem Sprunge in die Küche zu eilen, zwischen mir und dem Tische und bewies mir, daß er jetzt ein reformirter Charakter sei.

Eine regelmäßige Liebschaft des Morgens, so und so viel zufällige des Abends, so lautete seine Moraltheorie, und er fragte mich ernsthaft, ob es nicht wirklich eine Theorie der Moral sei?

Ich zeigte auf mein Buch und sagte: «Einer Moral wie hier — gewiß.»

«Oh dio!» seufzte er mit dem hergebrachten Augenaufschlag der gekränkten Tugend, und lief, um uns zu essen zu holen.

«Den Decamerone darf man durchaus nur in Florenz lesen,» sprach ich zu Otto; «man bleibt dann in einer reizenden Ungewißheit darüber, ob das Buch aus dem Leben oder das Leben aus dem Buche ist.»

Alessandro kam mit Schüsseln aus der Küche an — der Babbo habe sein Bestes gethan, und die Mamma lasse fragen, ob die Signora, und wie der Sig-

nor u. s. w. — man glaubt gar nicht, wie eine italiänische Familie eifrig ist, es einem heimlich bei ihr zu machen, sobald man ihr nur zu erkennen giebt, daß man ihre Bemühungen einigermaßen zu schätzen weiß, sich nicht zu hoch dünkt, um Beflissenheit durch Dankbarkeit zu erwidern.

«Apropos, Signor Alessandro,» sagte ich, an meiner Taube speisend, «es saß da gestern ein junger Herr neben der Signora Merope — ist das nicht —»

«Es ist ein Doktor, ein Doktor der Medicin.» Alessandro goß mir Wein ein.

«Und —?»

«Nun ja.»

«Auf wann die Hochzeit?»

«Unbestimmt noch.» Alessandro holte Etwas vom Schenktische und fuhr fort: «ich wollte, sie wäre bestimmt — ich wollte dem Himmel danken, wenn erst beide Schwestern aus dem Hause wären.»

«Aber sie sind so liebenswürdig!»

«O, äußerst liebenswürdig!» der Komiker machte die Miene zu den Worten.

«Was thun sie denn?»

«Sie essen, sonst thun sie Nichts.»

Alessandro fand die Liebenswürdigkeit offenbar zu kostspielig.

Ich lachte und sagte: «Es ist also ein höchst angenehmer Stand Schwester zu sein?»

«Der beste auf der Welt,» versicherte Alessandro.

Wir speisten und Alessandro sah zu. Ein Trattore muß entweder ungeheuern, oder gar keinen Appetit bekommen.

Nach einer Weile fing ich wieder an: «Aber sagen Sie mir, Signor Alessandro, die Signora Merope entwarf in Gegenwart ihres Bräutigams eben kein glänzendes Bild der hiesigen Ehen — ob ihn denn das nicht geärgert haben mag?»

«Warum?» fragte Alessandro philosophisch; — «er wird eben nicht besser sein, als die Andern.»

Es kamen Gäste, denn es schlug zwölf. Alessandro lief fort, und ich sagte zu Otto: «Ich möchte wirklich wissen, warum die Mädchen hier heirathen?»

«Um Frauen zu werden,» antwortete er mir ebenso philosophisch wie Alessandro, und ich fand die Antwort schlagend.

## Den fünften Tag.

«Madama, ich muß es Ihnen sagen — ich bin verliebt in Ihren Mann.»

Es war Merope, die mir diese freimüthige Erklärung machte. Otto stand neben mir, er lachte, ich lachte

auch und fragte Carlotta, ob es ihr etwa ebenso gehe? Sie nickte mir lächelnd zu, sie saß da und hielt den marito in den feinen dunklen Händen — es war dies fast ihre einzige Beschäftigung; sie sagte immer, die Hand auf die Brust legend: «Ich habe hier einen Schmerz,» und auf diesen Schmerz hin that sie Nichts, als dasitzen und sich wärmen. Merope dagegen war immer thätig — jetzt eben wusch sie sich einen Kragen. Daß Barbara nähte, versteht sich, so gut wie daß Barbara da saß.

Ich fragte Merope, was denn ihr Bräutigam zu ihrer neuen und doppelt unerlaubten Leidenschaft sagen werde?

«Der Bräutigam» — sie sah mich mit ihren leuchtenden Augen groß an und bewegte sie dann absonderlich hin und her — «ach, der Bräutigam würde gar Nichts sagen.»

«Dann muß er sehr gut, sehr nachsichtig sein.»

«Gut — o ja, er ist gut, aber so gut wie der Signore — o nein.»

Ich rief lachend, ich würde meinen Mann gar nicht mehr zu ihnen hereinlassen, damit er mir nicht am Ende hier in Florenz verdorben würde. Es wäre doch Schade, meinte ich. Damit nahm ich Otto's Arm, blieb aber noch stehen — ich schwätzte gar zu gern mit der Merope, selbst jetzt noch, nachdem sie ihre gefährlichen Gefühle erklärt hatte.

So standen wir und lachten und neckten uns gegenseitig — da sprang auf ein Mal Carlotta aus ihrer bequemen Stellung in die Höhe, ging mit ihrem marito in den Händen heftig auf und ab und rief zwischen den Zähnen hervor erbittert: «Mi fa rabbia di vederli — es macht mich wild, sie zu sehen!» Merope sah Barbara, Barbara sah Merope an, Carlotta war und blieb böse, wollte Nichts mehr von uns wissen und sagte uns kaum Addio, als wir noch nach der Loggia dei Lanzi gingen, um Bologna's Sabinerin und Cellini's Perseus unsern täglichen Besuch zu machen.

## Den sechsten Tag.

Carlotta sagte uns heute eine große Schmeichelei. Sie versicherte, wir sprächen so vortrefflich italiänisch, daß es ihnen unmöglich sei, uns länger als Fremde anzusehen und uns Monsu und Madama zu nennen. Sie bäte uns daher, ihr unsere Taufnamen zu sagen, damit sie uns mit denen anreden könne.

Wir wußten diese Artigkeit zu würdigen; es schmeichelt immer, wenn man im fremden Lande der Sprache nach für einen Eingebornen gilt; wir hatten das an unserer Selbstzufriedenheit erfahren, wenn zu Chiavenna die Leute uns für Signori di Milano gehalten hatten, und als in Genua der Lohnbediente

uns fragte, ob Preußen nicht auch in der Lombardei liege?

Man sieht, daß Carlotta es uns wieder vergeben hatte, daß wir Eheleute waren. In der That war sie heute freundlich wie ein Sonnenstrahl, doch nicht wie ein Sonnenstrahl über Florenz, sondern wie einer über der Riviera oder über Fiesole.

Unsere Namen jedoch klangen ihr trotz ihres wiedererwachten Wohlwollens gegen uns etwas — deutsch, und wir hatten einige Mühe, ihr dieselben aussprechbar zu machen.

Während wir uns noch damit beschäftigten, sah ich Etwas, wovor ich wirklich erschrak — Merope, meine hübsche Merope zog aus ihrer Tasche eine Dose hervor, öffnete sie und nahm daraus — eine Prise.

«Meine liebe Signora, Sie nehmen Taback?»

Sie nickte mir beschämt zu.

«Aber Sie doch nicht, Signora Carlotta?»

Statt der Antwort zeigte sie mir in der hohlen Hand — ein Döschen.

«Oh!» sagte ich und schüttelte bedenklich den Kopf.

«È un chostume chattivo,» sprach Merope.

«Chattivissimo,» bestätigte ich.

«Ma chui è chosi.»

«Ich seh' es.»

«Bei Ihnen wird wohl nicht geschnupft?» fragte Carlotta.

«Von den Alten bisweilen, aber von den Jungen — oh! Geraucht wird jetzt manchmal.»

«Das geschieht auch hier.»

«Also geschieht hier Alles?»

«Alles, was chattivo ist,» erwiderte Merope. Ich kenne kein Volk, welches so bereitwillig seine Fehler und Schwächen eingesteht, so unbedingt auf alle Vortrefflichkeit verzichtet, sich so für immer aufgiebt, wie die Italiäner. Wir Deutschen sind eingebildet dagegen.

Ich muß hier indessen Barbara ausnehmen. Sie war wild, wenn sie auf die sogenannte römische Republik kam. Es sei kein giovinetto mehr in Rom, Alles entwichen, weil es Theil genommen an dem glorreichen Kampfe. «Gegen den heiligen Vater,» sagte ich. «Nicht gegen den heiligen Vater,» erwiderte sie heftig, «nur gegen den Souverain. Wie können Priester weltlich regieren? das ist ein Unsinn. Wenn ich in Rom ein Verbrechen begangen habe — Priester verurtheilen mich zum Tode, und auf dem letzten Gange begleitet mich wieder ein Priester — wie stimmt das: von meinen Richtern soll ich mich trösten lassen?»

Die Barbara gefiel mir ausnehmend in diesen Gewittern. Wenn Frauen ernstlich in der Politik sind, mag

ich sie gar gern mit politischen Meinungen — sie verfechten sie mit so viel Feuer, und bei einer Meinung soll das Feuer der Seele sein. Auch Merope und Carlotta hatten Meinungen: sie waren unglücklich darüber, daß die Italiäner nicht gesiegt, sie vergaben es ihrem Großherzog nicht, daß er wider sein ausdrückliches, feierliches Versprechen die Fremden in das Land gerufen, sie liebten die weißen Uniformen so wenig wie den Schnee.

«Aber wie Viele denken so?» fragte Merope. «Da soll in den Cascine der Jahrestag der Schlacht von Novara, im Hause der Ueberwundenen der Sieg der Ueberwinder gefeiert werden. Dürfte da ein Italiäner hin, wenn wir dächten, wie wir sollten?»

«Wissen Sie denn, daß man hingehen wird?»

«O, da müßte ich die Leute nicht kennen — die halbe Stadt wird da sein, vielleicht die ganze.»

«Aber Sie?»

«Ich?»

«Ich weiß es,» sagte ich lächelnd. «Und die Signora Barbara —»

«Ich,» fiel die Römerin ein, «ei, lieber wollte ich mir die Beine zerschlagen.»

Merope machte ihre Augen noch größer als gewöhnlich auf und sprach ausdrucksvoll: «Ich würde mich

für unwerth halten, eine Italiänerin zu heißen, wenn ich zu diesem Feste gehen könnte.»

«Recht, so wird es werden. Wenn alle Italiänerinnen so denken, werden sie aus ihren Söhnen Kämpfer für das einige Italien erziehen.»

«Ach, was können wir, wenn die Männer nicht anders werden? Und chli chuomini nostri sono tutti chattivi, ma chattivissimi.» Und Merope nahm in patriotischer Bekümmerniß eine zweite Prise.

Ich richtete mich zum Moralisiren ein — ich habe ein geniales Talent zum Moralisiren — keine Großmutter, keine Großtante, keine alte verbissene Cousine kann mich darin übertreffen, und mit diesem meinem ganzen Talent hielt ich Merope einen rührenden eindringlichen Vortrag über das Tabackschnupfen.

«Wenn Sie häßlich wären,» schloß ich, «wenn Sie alt wären, wenn Sie keinen Mann fänden, der Sie liebte — immerhin; es wäre nicht schön, aber es wäre verzeihlich. Aber Sie sind jung, Sie sind anmuthig, und — Sie sind Braut. Wenn Ihr Bräutigam Sie nun küssen will, und Sie haben eben eine Prise genommen — paßt das? Wissen Sie nicht, daß die Frau wie eine Rose sein soll, von süßem Athem.»

Merope hörte mir mit völliger Einstimmung zu, bestätigte alle meine Schlagworte mit beifälligem Kopf-

nicken, wiederholte mehrmals, es sei una chran bella chosa, daß ich über alle dergleichen Dinge so viel nachgedacht und so gut davon zu reden wisse, aber ob sie das Schnupfen lassen könne — sie traute sich nicht so viel Kraft zu, und dann — wie Carlotta immer den Schmerz auf der Brust, so hatte Merope «immer einen Schmerz hier über der Stirn», und dafür war der Taback gut.

«Ach,» meinte ich, «der Schmerz wird auch so fortgehen, wenn er fortgehen will.»

Sie lächelte — sie wurde durch Lächeln wunderhübsch. Ich hätte wohl Recht, meinte sie.

«Ich hab' auch Recht. Und wenn ich den Sposo fragen sollte —»

«O der,» unterbrach Merope mich, «der würde glücklich sein. Wie die Signora sagt, wenn er mich so ein Mal ruft: Merope, komm her, ich will Dir Etwas sagen, und ich komm' ihm nahe, da fährt er zurück: che puzzò di Frate! kannst Du denn nicht das verwünschte Tabacknehmen lassen?»

«Und Sie lassen's nicht?»

«Mir macht's zu viel Vergnügen,» gestand sie naiv.

Inzwischen war's ganz dunkel geworden, und die Mamma brachte die Lampe. In demselben Augenblick hörte ich im Hintergrunde des Zimmers einen Säbel

klirren und sah eine militairische Gestalt. «Wie,» fragte ich Merope, «hier ein Offizier?» — «Già,» antwortete sie mir mit dem Ja, welches man viel häufiger hört als das klassische Si, «aber ein Toskaner und — ein Italiäner wie wir.» — «O dann ist's gut,» sprach ich und wandte mich wieder nach der Stelle, wo ich eben den jungen Mann gesehen — ich wollte die theatralische toskanische Uniform etwas genauer in Augenschein nehmen. Der junge Offizier aber war fort und — unsere blasse Carlotta mit ihrem buon-amico, denn so hatte ich den marito getauft, war gleichfalls verschwunden.

## Den siebenten Tag.

Hatte ich doch noch nie ein Mädchen so unglücklich gesehen, wie Carlotta am Tage nach dem Abend, wo sie zugleich mit dem toskanischen Offizier verschwunden war.

Sie sprach wohl, aber es schien, als kostete jedes Wort ihren letzten Hauch. Sie saß nicht auf ihrem Stuhl, sie hing darauf. Sie war nicht mehr blaß, sondern fahl. Die Thränen standen ihr in den Augen, steckten ihr in der Kehle. Sie schien daran ersticken zu wollen. Nie werde ich den Jammerton vergessen, mit welchem sie, als der Cafetiere den Nachmittagskaffee

heraufgebracht hatte, ihrer Mutter in der Küche zurief: «mama — chafé.»

Es war überhaupt ein übler Tag, einer von jenen Tagen, die man gar zu gern aus der Woche und aus dem Leben herausjagen möchte, einer von jenen Tagen, an denen Alles verdrießlich ist, an denen Nichts glückt und Alles mißräth, die man ganz verschlafen möchte und gewiß vom Anfang bis zu Ende durchwachen muß, mit einem Wort ein unausstehlicher Tag. Die Barbara erwartete einen Brief, der ihr und ihrem Manne eine Anstellung bringen sollte — der Brief kam nicht — die Barbara war in schrecklich schlechter Laune. Die Merope erwartete den Sposo — der Sposo kam nicht — die Merope war zwar nicht übler Laune, aber doch nicht so nett und gesprächig wie gewöhnlich. Die Adelina war vielfach gescholten worden und saß maulend in einer Ecke. Der Papagei biß alle Freundschaftserbietungen weg und war nicht dahin zu bringen, ein einziges Mal sein heiseres papagallo zu flüstern. Alessandro hatte sich erkältet und fand die Luft auf ein Mal fredda, während er sie bisher durchaus immer nur fresca hatte finden wollen, selbst wenn wir sammt und sonders blau gefroren waren und mit den Zähnen klapperten. Der Babbo grunzte, denn die Trattoria blieb leer, und er hatte umsonst gekocht. Nur die Mamma

war freundlich, rührig und bethulich wie alle Tage, und ich dachte in meinem Herzen: Gott segne mir die Mamma!

Wir waren an fünf Stunden in Kirchen und in den Uffizii gewesen, ich konnte nicht mehr stehen, zum Ausfahren war's zu rauh, wir saßen in unsern großen dunklen Gemächern, versuchten das Feuer zu unterhalten, versuchten uns am Feuer zu erwärmen, lasen, den buon-amico auf den Knieen, emsig den Boccaccio, und warteten auf den Abend, um mit Anstand Punsch trinken zu können. Der Florentiner Punsch war uns mehrfach gerühmt worden — ich hatte immer nicht begreifen können, wie man in Florenz Punsch vertragen könnte — jetzt begriff ich's.

Die Mamma brachte uns Abendbrod — in zwei Zuständen ißt man ungemein viel: wenn man sich langweilt und wenn man friert — wir befanden uns in beiden.

«Danke schön, Mamma,» sagte ich, als ich unsern Tisch nach Wunsch besetzt sah. Ich nannte die gute alte Frau immer Mamma, machte sie dadurch äußerst glücklich.

«Ist's nun gut?» fragte sie, mit Wohlgefallen an uns sowohl, wie an ihrem Abendbrod.

«Noch nicht, Mamma,» antwortete ich, «ich muß

erst Etwas wissen. Was ist's denn mit der Carlotta?»

Die Florentiner, mehr noch die Florentinerinnen haben einen eigenthümlichen Laut, um Trotz oder Gleichgültigkeit oder Nichtbekümmerniß auszudrücken. Che, oder che-che machen sie, schnell, metallen klingend, kurz aus der Kehle hervorgestoßen. «Che — che!» machte jetzt auch die Mamma.

Aber ich wollte erfahren, was es wäre, und ich erfuhr's — ich glaube, die Mamma hätte mir Nichts abschlagen können. Der junge Toskaner wollte die Carlotta und die Carlotta wollte ihn, und der Babbo und die Mamma wollten nicht — die schöne alte Geschichte. Der junge Offizier hatte kein Vermögen, und bevor er Kapitain wurde — «nein, nein, es geht nicht,» sagte die Mamma.

«Aber wenn die Carlotta sich nun grämt, wie heute?»

«So wird sie sich wieder trösten.»

«Und wenn sie stirbt?»

«Che — che — es stirbt sich nicht so leicht.»

«Kann denn der junge Mann nicht sonst zu Gelde kommen?»

«Ja, es ist da ein Onkel, und wenn der stürbe, meint er, — aber man muß auf keines Menschen Tod

warten, man muß nicht auf ein Grab hoffen — es bringt keinen Segen.»

«Aber könnte der Onkel nicht bei Lebzeiten Geld hergeben?»

«O ja, er könnte es, wenn — er wollte.»

«Also keine Hoffnung? Die arme Carlotta!»

«Che — che!» Und die Mamma nahm ihre Lampe und wanderte von dannen.

## Den achten Tag.

«Wir kommen wieder aus dem Palaste Pitti,» sagte ich zu Alessandro. «Die Gallerie ist definitiv geschlossen, weil — die Herzogin von Berry sie einen dieser Tage besuchen will. Nun sagen Sie mir, ist da Verstand d'rinnen? Was thut es denn der Herzogin von Berry, wenn sie zugleich mit andern Sterblichen die Gallerie sieht?»

Alessandro nahm eine höchst belehrende Miene an und sprach mit erhobenem Zeigefinger: «Quando camminano i corpi santi, i semplici mortali non debbono avvicinarsi.»

«Ah bah,» sagte ich grämlich. «Es ist ungastlich gegen die Fremden, die doch blos der Gallerien wegen herkommen. Es ist nicht blos ungastlich, es ist unerhört. Wenn Guerazzi Ihrem Großherzog, der seine Galle-

rien zuschließt, noch ein Mal beweisen will, daß — Reisen für seine Gesundheit sehr zuträglich sei — ich habe Nichts dagegen.»

«Sie haben Volterra auf dem Tische stehen,» sagte Alessandro ermuthigend.

«Ja,» versetzte ich lachend, «aus dem alabasternen Gefängnisse guckt der Gefangene in Lebensgröße heraus. Ich will zum Papagei — der soll mich zerstreuen.»

Ich ging zum Papagei — er war heute sehr gnädig, flüsterte «Papagal!» und kletterte mir auf die Schulter, indem er sich an meinem Ohr festhielt. Die Zerstreuung that mir nicht ganz gut — ich überredete das liebe Thier, auf Otto's Rücken zu steigen, und lief zu den Signore.

Merope hatte sich ungewöhnlich geputzt und sah durch den freundlichen Ausdruck ihrer großen Augen äußerst lieblich aus. «Ich wollte doch wetten,» sagte ich, «daß der Bräutigam gestern noch gekommen ist.»

Merope gab es zu — zwei Stunden sei er noch dagewesen. «Aber was hat er gemacht?» setzte sie schelmisch hinzu. «Geschlafen hat er.»

Wir lachten. Dann sagte ich: «Che brutto sposo!»

Merope sprach achselzuckend: «Chosa vuole? È chosì.»

«Sie sollten sich nur immer so hübsch machen wie

heute,» sagte ich neckend, «dann würd' er nicht einschlafen.»

«O ich glaub' es,» erwiderte sie mit ihrer reizenden Treuherzigkeit. Wenn ich mich ein Mal angezogen habe, so wie heute, sagt er mir: Oh chuanto tu sei chraziosa — o dio, che bella chreatura tu sei! Aber das geht doch nicht alle Tage. Wenn er mich jetzt immer schön sähe, und nachher, wenn wir verheirathet wären, fänd' er mich auf ein Mal schlecht angezogen und häßlich, da würd' er sagen: wer bist Du? ich kenne Dich nicht. Nein, nein, er muß mich sehen, wie ich bin — bald schön und bald häßlich.»

Der Gegenstand des Gespräches erschien — er war in einem obern Zimmer gewesen und hatte studirt. Ich glaube, Merope war, obwohl sie selbst nie über eine Viertelstunde bei einem Buche aushielt, auf den Bräutigam, welcher studirte, heimlich nicht wenig eitel.

Während sie sich den Hut aufsetzte, plauderte ich mit ihm und sagte ihm unter anderm, daß ich an ihm etwas Deutsches fände. «Chi sa?» antwortete er mir lächelnd. «Ich möchte nicht die Mutter eines Italiäners sein,» dachte ich, und wünschte ihm und seiner hübschen Braut eine gute Lungarnata, so heißen hier die Spaziergänge auf den Quais.

Carlotta hatte mich schon seit einigen Minuten im

Auge gehabt, als wünschte sie mir Etwas zu sagen. Ich ging zu ihr und fragte, was es sei? Sie zögerte und stockte, die entschiedene Römerin sagte unmuthig: «Ei, entweder nicht anfangen, oder frei herausſprechen. Sie möchte sich gern Ihren Mantel abschneiden.»

«Welchen?» fragte ich, nicht ohne ein Lächeln, denn es kam mir so komisch vor: gestern will das Mädchen vor Liebesgram vergehen, und heute denkt sie schon wieder an das Modell zu einem Mantel.

«Ach, den schwarzen seid'nen, der so majestätisch aussieht,» sagte Carlotta. «Wir bekommen hier gar keine solche Modelle, und ich möchte gern ein Mal etwas ganz Besonderes haben, gern auch —»

«Majestätisch aussehen als junge Frau?» fiel ich ein.

Sie antwortete ausweichend: «Ich theile das Modell Niemanden mit — ich will einen ganz besondern Mantel haben.»

## Den neunten Tag.

Otto störte mich in meinem Hocken am Kamine und fragte mich, woran ich denke.

«Das will ich Dir sagen,» antwortete ich; «ich denke daran, was für eine vortreffliche Novelle man von dieser Familie schreiben könnte.»

«Sieh',» fuhr ich fort, «da ist zuerst der Alessan-

dro. Wenn Georges Sand noch Romane schriebe, in denen sich ein junger Unqualificirbarer in eine vornehme Frau verliebt, während die vornehme Frau ihn zuerst wieder liebt und dann heirathet, da wäre Alessandro wie geschaffen für sie; oder glaubst Du nicht, daß unser Signor Alessandro sich gar nicht bitten lassen würde, wenn es gälte, sich in eine vornehme Frau zu verlieben?»

«O er würde es auch ungebeten thun,» versetzte Otto gelassen.

«Nun, ich würde ihn nicht gerade das thun lassen — denn es giebt Dinge, die ich nie schildern möchte — aber viel Anderes würde ich ihn thun lassen, recht viel Tolles.»

«Aus dem Decamerone?»

«Ja, und auch philosophiren lassen aus dem Decamerone, denn Du weißt, Alessandro philosophirt.»

«Materialistisch.»

«Wie ist das anders möglich? Abends im Mantel kommt man nicht auf den Spiritualismus.»

«Nein. Aber das wäre eben nur Alessandro?»

«Höre weiter. Die Merope erklärt mir in der Novelle, wie sie in der Wirklichkeit gethan, daß sie in Dich verliebt sei, und —»

Otto unterbrach mich, um zu protestiren.

«Still doch — Du sollst ja keine andere Rolle spielen, als jetzt, d. h. die scheinbar passive des blos Anhörenden, während im Geheimen Deine Eitelkeit äußerst lebhaft agirt, aber die Adelina, Du weißt, der charattere chattivissimo, der keine Grundsätze hat, wie Merope sagt, und nie arbeiten will, wie die fleißige Carlotta bemerkt, nun gut, die Kleine hat zugehört, plaudert — sie sagen ja, sie plaudere, und lüge obenein — hinterbringt also mit einigen boshaften Verbrämungen die Geschichte von der Erklärung dem Amerigo, und der wird eifersüchtig.»

Amerigo war der Taufname des blonden Doktors. Otto sagte, der blonde Doktor würde nicht eifersüchtig.

«Nun, so wird's seine Eitelkeit,» erwiderte ich, «und die Merope, die wirft ihm ihrerseits vor, daß er sie nicht liebe, weil er einschlafe, statt sich mit ihr zu unterhalten; sie stellt Dich als Modell auf, wie er sein solle; sie erzürnen sich schrecklich und — vertragen sich wieder.

«Siehst Du,» unterbrach ich mich hier, «in einer solchen Scene wäre die Barbara vortrefflich. Die Barbara wäre überhaupt vortrefflich, die Barbara ist prächtig. So ächt Römerin in ihrem Priester- und Fremdenhaß, so stark an Körper und an Seele —»

Otto schaltete ein: «dick;» ich ließ mich nicht stören und perorirte weiter: «so männlich-energisch im Wort, so trotzig-humoristisch im Wesen, so großartig-gleichgültig nicht nur gegen ihren Mann, sondern gegen alle Männer und Alles, was sonst das Interesse der Frauen ausmacht! Weißt Du, daß sie trotz ihrer gewaltigen Gestalt die kleinste, seidenste Hand hat, welche ich je gefühlt? Wie wirklich prächtig war sie nicht heute bei der Weste, die der Alessandro sich aus seinen gelben Theaterhosen zugeschnitten hatte! Denke Dir nur die Situation in einer Novelle, wie Alessandro und Barbara sich à propos der Weste in Theatererinnerungen verlieren! Und wie sie sich dann in ihrem politischen Zorn die schwarze Mütze halb abriß — gefiel Dir's nicht? Sie könnte die Consuelo der Komödie werden, aber um sie zu schildern, müßte man eben wieder Georges Sand sein, die Camaraderie mit der Bühne, die Erfahrung des Flanirens, die Wissenschaft des Tabagirens, mit einem Worte alle die erforderlichen Eigenschaften eines modernliterarischen Hermaphroditen haben, und die hab' ich nicht, denn ich bin nur ich. Nein, ich kann Barbara nicht schildern.»

«Nun, werde nicht trübselig,» sagte Otto gutmüthig, «Du hast ja noch Carlotta.»

«Ja,» sprach ich gedankenvoll, «Carlotta eignete

sich ganz zur Heldin einer Keepsakenovelle, wie sie das Original eines Keepsakebildes scheint, und das Lokal wäre unübertrefflich — die Stube und das Haus und die Straße und Florenz überhaupt — wenn die Mädchen Sonntags Nachmittag am Flurfenster sitzen und unten ginge der junge Toskaner vorbei, man könnte allenfalls auch noch den Oesterreicher, von dem die Visitenkarte am Spiegel steckt, Fensterparaden machen lassen, und dann drüben die Nachbarn und die kleine Spürerin, die Adelina — kurz, es wäre wundervoll. Und was für Schilderungen könnte man anbringen — den Arno am Abend, wenn die Brücken sich dunkel im Wasser spiegeln — Palast Pitti, diesen Typus der florentinischen Paläste — das anatomische Museum, in welches Amerigo die Mädchen führt, während sie die Venus noch nicht gesehen haben — den Platz vor der Annunziata, wenn sie Abends im Sommer unter den Arkaden die Kühlung zu sich nehmen wie eine Limonade — Porta San Gallo, so malerisch, wohin sie immer spazieren gehen, selbst Boboli mit seinem dunklen Grün und seinem weißen Marmor, dann Fiesole mit seinen Cypressen und Oelbäumen, hinter denen man immer das Meer zu finden meint, ich weiß nicht warum —»

«Ja,» sagte Otto, «so mach' doch die Novelle.»

Ich schüttelte den Kopf und fragte: «Bester, was soll ich denn mit zwei Heldinnen anfangen, die Beide, die eine in ihren Liebesthränen, die andere in ihrem Liebesglücke, Taback schnupfen?»

## Den zehnten Tag.

Wieder war es Abend, aber schon späterer, dunklerer. Ich hatte die Fioraja, welche die Mädchen mir am Morgen erzählt, fertig gemacht, legte sie zu meinen Papieren, diese in Ordnung, um dann noch ein Stündchen unten plaudern zu können — es sollte das letzte Lampengeschwätz sein, am nächsten Abend wollten wir fort und zwar mit der Diligence, die uns am schnellsten zu fördern versprochen hatte — ein langer Apenninenübergang dünkte unserer Phantasie nicht gerade lockend — Alessandro hatte uns die angenehmsten Geschichten von Räubern erzählt — es ist anerkennungswerth, wie man sich immer bemüht, den Reisenden mit den tröstlichsten Gedanken von der Welt, wie da sind Ueberfälle, Umwerfen, Liegenbleiben, in den Wagen zu befördern. Daran dachte ich, während ich zusammenlegte, und als unten auf der Straße eben die Stimme des Ausrufers: «insalata, insalata!» erklang, dachte ich auch daran, wie ich eigentlich erst von den Ausrufern in Florenz gelernt, was der Professore in

Mailand immer von meinem Gesang gefordert, die südliche Leidenschaft voll tragischen Pathos. Man kann keine eindringenderen, schmerzlicheren, heftigeren Anrufe an das Herz hören, als die florentinischen Ausrufe: insalata! und: nocialine, belle nocialine!

Während wir über Treppe und Gallerie hinabgelangt waren, hatte sich noch ein anderer Klang unten hören lassen: das Glöckchen, welches das Sakrament ankündigt. Wir fanden, daß die sämmtliche junge Welt mit Lichtern an die Fenster des Speisezimmers gelaufen war; «Fanno lume al Gesú,» sagte die Mamma. Als das Glöckchen verhallt war, kamen sie zurück; man braucht dem Jesus nur so lange zu leuchten, wie er unmittelbar am Hause vorüberzieht. Wir wollten uns eben niedersetzen, zusammenrücken und recht schwätzen, da klangen rasche Tritte die Gallerie herauf, der junge Toskaner trat freudig aufgeregt herein und rief: «Der Onkel giebt mir Geld!» Er sah uns, verstummte, wurde äußerst verlegen; Carlotta saß nicht weniger verlegen da, wagte nicht ein Mal die Augen zu ihrem Geliebten zu erheben. Ich stand sachtchen auf, flüsterte, mich über Carlotta neigend, ihr lachend zu: «Der majestätische Mantel wird doch für die junge Frau sein,» winkte den übrigen Frauen einen Gruß zu und verließ so geräuschlos das Zimmer, als könnte ich das neue Glück mit dem

geringsten Laut wie einen scheuen Vögel auf und von dannen schrecken.

Oben setzte ich mich Otto gegenüber, sah ihn weise an und fragte feierlich: «Nun was meinst Du?»

«Daß dieser Onkel eine Naturmerkwürdigkeit ist,» erwiderte er; «und daß die Novelle fertig wäre, wenn —» sagte ich und überlegte mir die Sache fünf oder vielleicht auch zehn Minuten lang, aber dann sagte ich doch: «Es geht nicht. Ich bin überzeugt, daß Carlotta selbst heute eine Prise nimmt, vielleicht schon genommen hat — es ist Schade, aber es geht nicht.»

Und somit bleibt die Novelle: «In der Trattoria», ungeschrieben.

Mailand, den 3. April 1850.

# Frühlingsfahrt nach Mailand.

Alessandro, Cesare und Pietro begleiteten uns, nachdem Merope gefragt: «Wann sehen wir uns wieder?» Barbara philosophisch gemeint: «Wer weiß?» und Carlotta, mit dem buon amico in den Händen, uns höflich ersucht hatte, wir möchten uns ihrer Aller erinnern.

Der Platz des Großherzogs sah im Mondschein schöner aus als je, und es war ganz frühlingswarm geworden.

Sicher und gemüthlich schliefen wir nach dem Monduntergang bei Sternenschimmer ein. Als wir beim Morgengrauen erwachten, schneite es wie im December. Der Condukteur sah vorwurfsvoll gen Himmel, oder vielmehr dahin, wo der Himmel hätte sein sollen, und sagte: «So hat's schon die ganze Nacht geschneit.» — «Das hätten wir doch nicht gedacht,» meinten wir und schliefen wieder ein.

«Aprite! aprite!» klang's laut und heftig. «Da sind richtig die Räuber,» dachte ich, halb noch im Schlafe, mit einer komischen Gelassenheit, «was wird's jetzt nur geben!» Aber es waren nicht die Räuber, es war blos die Diligence, welche umfallen wollte. Unser Vorspann von vier schönen Ochsen war in den Graben gefahren, die Diligence neigte sich ungemein bedenklich nach der Linken, das Innere indessen stieg heldenmüthig aus in den Schnee, und die Diligence kam wieder auf die Füße, d. h. auf die Räder.

Wo die päpstliche Dogana war, tranken wir Kaffee, die Leute sprachen gut italiänisch, und ein kleiner schwarzer Hund soff Milch.

Durch einen wahrhaft tollen Schneesturm drangen wir wieder in die Diligence zurück. Nach einer Stunde saß sie fest. Die vier Pferde standen stockstill. Zum Glück lag ein Dorf vor uns — es wurden abermals vier Ochsen geholt, und wir kamen nun wenigstens vorwärts, und zwar ganz kaiserlich mit Achten, nur halb modern, halb mittelalterlich.

Und es schneite noch immer. Ich habe drei Undurchdringlichkeiten der Luft erlebt. Eine bei einem furchtbaren Hagelschlag in Venedig — da war sie opalgelb und man sah nicht über den Kanal. Die zweite auf dem Rigi, wo man vor dem nassen Nebel nicht

den Stein unter dem Hufe des Pferdes erkennen konnte. Die dritte, weiße, hier. Die Apenninen sind ein liebenswürdiges, interessantes Gebirge, besonders in einem solchen allerliebsten kleinen Schneesturme.

Gegen drei Uhr kamen wir in das Thal hinab. Anfänge zu Frühlingsanfängen. Der Schlehdorn blühte. Ja, wenn der Schlehdorn blühen will, dachte ich, da muß es wohl kalt sein. So zu schneien hätt' es aber doch nicht gebraucht!

Bologna sah in einer feuchten dämmernden Beleuchtung ganz aus, als wäre es aus dunkelblauem Fels geschnitten. Das Thal war hübsch genug, links auf der Höhe stand San Luca, Nonnenkloster, für Den, der's nicht wissen sollte, just wie ich, bevor ich's in meinem angebeteten Neigebaur fand. O Neigebaur, treuer, theurer Wegweiser!

Den ersten Tag thaten wir nur die alltäglichsten Dinge, oder eigentlich wir thaten Nichts, denn That bedeutet etwas Außergewöhnliches, etwas aus einer höhern Ordnung, und wir wandten unsern Abend, wie gesagt, lediglich zu Dingen an, die nicht nur in der gewöhnlichen, sondern in der allergewöhnlichsten Ordnung waren: wir saßen am Feuer, aßen zu Abend und legten uns zu Bette. Doch still, zwei höchst neue, wirklich unzweifelhaft neue Aussprüche hörte ich und noch dazu

auf deutsch, oder was doch deutsch genannt wird — erstens: «Es ist merkwürdig, daß die Beester, die Kettenhunde, an der Kette immer so bös sind, und wenn sie nicht an der Kette liegen, so gut» — zweitens: «fünf Mal acht ist achtundvierzig.» Bononia docet.

Es giebt kaum ein Wesen, welches unerträglicher wäre als ein Lohnbedienter, besonders wenn er alt ist. In Bologna war einer der ältesten und folglich der unerträglichsten, über die ich je ungeduldig geworden bin. Vier Mal binnen einer Stunde pochte er uns arme Schneemüde aus dem Kamingeplauder auf, ein Mal, um uns zu sagen, daß er unsern Paß auf die Polizei tragen werde, das zweite Mal, um uns zu melden, daß er es jetzt eben in diesem Augenblicke thun werde, das dritte Mal, um uns zu versichern, daß wir ohne alle Sorge sein dürften, indem er den Paß vollkommen regelrecht wiederbringen werde, das vierte Mal endlich, um uns triumphirend anzukündigen, daß er ihn vollkommen regelrecht wiederbringe. Und was stand nach allen diesen Umständen auf dem Passe? Buono per la continuazione del viaggio. Das hatte der Lohnbediente zuwege gebracht. Wir geriethen in wahre Angst, ihm mehrere dergleichen Dienste nicht würdig bezahlen zu können, lohnten ihn in größter Geschwindigkeit ab und

ließen uns am andern Morgen Bologna durch einen Vetturin zeigen.

Die Mille et un fantômes von Dumas, sind, wenigstens so weit wie ich sie gelesen habe, durchaus keine Gespenster, mit welcher Bezeichnung sich doch immer mehr oder weniger die Vorstellung von etwas Geistigem verbindet, sondern lediglich Leichname, und zwar recht widerwärtige Leichname. Die Franzosen verstehen keine Geister zu machen — sie gerathen ihnen stets zu handgreiflich; aber die Einleitungen zu den Geschichten von Dumas sind vortrefflich, und unter andern vorzüglich die, welche einen Besuch bei Rossini enthält und nebenbei Bologna schildert. Wie wir hat Dumas diese alte Stadt in einem Vormittage durchfahren, und wie er kann ich also sagen: «Ich sah mir Bologna an mit seinem Dome, seinem berühmten Brunnen, seinem hängenden Thurme, seinen alten Palästen, seinen schönen Gemälden und seinem einzigen Campo-santo.» Wohlverstanden, ich weiß nicht, ob Dumas wörtlich so sagt, aber der Sinn ist so. Und Bologna ist's werth, angesehen zu werden und zwar besser und aufmerksamer, als es binnen einiger Stunden möglich ist. Wenn wir nach Ferrara gehen — einst, Behufs von Studien, welche den Sternen und der Sonne die Welt erleuchten helfen sollen, da haben wir's uns schon vorgenommen —

wir fahren hinüber nach Bologna, richten uns da auf drei Wochen ein und — studiren auch. Jetzt sind wir gar nicht erst in die Bibliothek gegangen. Eine Bibliothek besuchen, die man nicht genießen kann, heißt sich willkürlich tantalisiren, und wozu das? Man kennt es, man kennt es. Auf der Akademie sah ich mir auch nur einige Bilder an. St. Peter Märtyrer vom Guercin ist sehr herrlich, und der Kindermord von Guido Reni das Größte, was ich bisher von diesem Meister sah. Bei dem einen Gesichte darauf fiel mir die verzweifelnde Mutter aus Bendemann's trauernden Juden ein, aber, offen gesagt, Guido malte die Verzweiflung noch etwas anders als Bendemann. Die Bilder von Francia kamen mir vor, wie ebenso viel klare Abendhimmel, so durchsichtig golden sind sie alle gemalt. Die heilige Cäcilie ließ mich sehr ruhig. Was kann ich dafür, daß Rafael's Heilige mir fast immer fernbleiben? Die Fornarina, die Fornarina — ich vergesse sie nicht — das ist ein anderes Antlitz, als das dieser kalten Cäcilie. Dagegen entzückte mich hier Michel Angelo durch den kleinen knieenden Engel in der Kirche von San Domenico, und ich war ordentlich beruhigt, doch wenigstens ein Mal durch Michel Angelo entzückt worden zu sein. Es wäre schrecklich gewesen, wenn es gar nicht geschehen wäre, ganz und gar unschicklich für eine Per-

son, die doch gern einen guten Geschmack haben will, wenn sie auch von der eigentlichen «Kunst» Nichts versteht und schwerlich jemals Etwas lernen wird! Genug, Michel Angelo und ich, wir sind jetzt ausgesöhnt; vor dem süßen, ächt himmlischen Geschöpfchen, dem Engel, vergab ich ihm die entsetzliche Nacht und die grauenhafte Morgendämmerung.

Die kleine weiße Schönheit wurde nicht von uns allein betrachtet; ein österreichischer General führte seine Frau und seine Tochter an den reichen Altar, überhaupt in der Kirche herum. Die Damen aber sahen sehr mürrisch aus, ganz als wäre der Engel, die Kirche und Bologna dazu ihnen nicht nur gleichgültig, sondern sogar langweilig. Ein Priester, dem der General sie vorgestellt, begleitete sie sehr artig; sie zeigten ihm schnöde Gesichter. Da fiel es dem General ein, auch uns anzureden, und wir antworteten deutsch. Diese Veränderung in den Zügen der Mutter und der Tochter! Vorher fast unangenehm, wurden sie jetzt geradezu liebenswürdig. Sie zeigten sich durch ihr ganzes Wesen im Widerspruche mit ihrer Regierung, die es zum Weltgesetze machen will, die Muttersprache solle ihren Völkern Nichts sein. Aus Mainz waren sie eben erst hierhergekommen — es war dort auch schlimm gewesen, aber doch wenigstens Deutschland, also immer besser

als hier. Sie thaten uns wahrhaft leid, und wir wünschten ihnen von Herzen das Beste, d. h. einstige ungehinderte Rückreise in's Vaterland.

Im Dome waren wir schon gewesen, hatten die großartige Freske Caracci's, die Verkündigung, schon bewundert, auch schon den mercato di mezzo mit dem schlanken spitzen Thurme Asinelli und dem kurzen schiefen Thurme Garisendi angeschaut, welche aus einer sonderbaren Anhäufung von wunderlichen Kirchen und altbunten Palästen in die Höhe schießen — jetzt fuhren wir nach der Kirche von Sankt Petronius und besahen den Meridian und einen Kardinal, der unter Militairbedeckung, aber mit einer sehr kleinen Schaar Gläubiger die Messe des grünen Donnerstags lesen kam. Ist die kirchlichweltliche Macht am Ende? In den Gemüthern wenigstens glaub' ich es sicher. Sie sollen in Rom sagen: «Lieber die Oesterreicher als die Franzosen, lieber die Franzosen, als den Teufel, aber lieber den Teufel, als die Priester.» Das Letztere ist ein wenig stark, das Erstere leicht erklärlich. Die Italiäner können sich nicht in das unlogische Verfahren der Franzosen schicken. «Die Oesterreicher,» sagen sie, «sind unsere Feinde von jeher — was wir von denen zu erwarten hätten, wußten wir. Aber von den Franzosen, die selbst eine Republik haben, die Zerstörung der römi-

schen erleben zu müssen, das ist doch zu arg.» Ich antworte ihnen auf diese Beschwerde regelmäßig: «Sie vergäßen Etwas — nämlich, daß die Franzosen keine Republikaner seien, es nie wären und nie sein würden.» Und dabei erinnere ich mich immer einiger jener kleinen Vorfälle, wie man ihrer auf Reisen Hunderte erlebt, und die, scheinbar unbedeutend, doch oft eine ganze Epoche charakterisiren — zuerst des glänzenden, wenn auch ein wenig sophistischen Playdoyers, welches auf dem Rigi ein Advokat aus Lyon improvisirte, um einem jungen, wilden Mailänder und einem elegant socialistischen Neufchateller zu beweisen, daß die französische Occupation von Rom lediglich im Interesse der Freiheit geschehen — dann des ersten Wortes, welches wir vor anderthalb Jahren auf französischem Grund und Boden hörten. Die Douaniers verlangten ein Trinkgeld dafür, daß sie alle unsere Sachen umgewühlt, und Otto fragte: ob denn das erlaubt sei? «Que voulez vous?» war die Antwort eines Offiziers, der mit uns fuhr, «n'avons nous pas la République — liberté, fraternité, égalité?» Diese Worte waren für mich wie ein Motto über den Eingang zu Frankreich, und klangen mir dermaßen unheilverheißend, daß ich Otto dringend bat, wir wollten lieber in die Schweiz, anstatt in die Provence und nach Algerien.

Hier in der Kirche von Sankt Petronius ließen wir die erste Eminenz, welche wir in Natur gesehen, unter dem steinernen Thronhimmel vor dem Hochaltare zurück und gingen zum Neptun, mit welchem einst im Salon Heine eine seiner Geliebten verglich. Der arme Heine — der sagt jetzt keine geistvolle Frechheiten mehr, und der arme Neptun stand auf einem leeren Brunnen! Das ist eine bittere Ironie für den ehemaligen Beherrscher aller Meere. Der Platz mit seinen Loggien prächtig.

Das Campo-santo — ich glaub' doch, ich muß erst in den Orient, um letzte Schlafstätten nach meinem Sinne zu finden. Das Campo-santo in Bologna hat vor dem von Pisa nicht nur die Großartigkeit voraus, es ist auch wirklich ausschließlich für die Todten; aber doch kam es mir mit diesen Monumenten, in größter Ordnung neben und über einander gesetzt und angebracht, nicht sowohl wie ein Ruheort, der sich den Lebensmüden liebreich öffnet, sondern wie ein ungeheures Magazin vor, in welchem die Menschen, als Waaren des Todes, zu etwaiger fernerer Nachfrage sorgfältig numerirt und etikettirt, eingeschoben und aufgehoben werden.

Der grüne Platz in der Mitte jedes Kreuzganges ist in vier Theile getheilt, und da ruhen «die Armen,» geschieden in Männer und Frauen, Mädchen und Knaben.

Sie liegen wirklich da, wie «Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen.» Wir fragten nach Marliani. Er war «da drüben» begraben worden — der Custode zeigte nach dem Erdflecke der Männer. «Und keine Grabschrift?» — «Nein, er war arm.»

Als ob wir nicht Alle arm wären, an Glück, oder an Kraft, oder an Willen, oder an That, oder an Liebe — gleichviel woran, aber Alle, Alle arme Arme!

Der arme begrabene Maestro erinnerte mich an den reichen lebenden, an Rossini, der eben jetzt in der Pergola Ovationen entgegennahm. Ich fragte den Custoden, was man so in einer Stadt über deren berühmte Leute fragt. Seine Antwort: «Eh, non fa più nulla che mangiar,» erinnerte mich dann wieder an Dumas, d. h. an die Maccaroni, welche Rossini ihm kocht. Der Custode sagte mir weiter: Rossini sei schon seit einem Jahre in Florenz, habe sich gefürchtet in Bologna — la povera gente sei ihm nicht besonders günstig gesinnt, weil er seinen Reichthum ausschließlich für sich behalte. Und die povera gente in Bologna nicht zu Freunden zu haben, mag in den beiden letzten Jahren kein angenehmes Gefühl gewesen sein. Im Vertrauen, man sah sich fast mit einiger Scheu in den Stuben um, wenn man hörte, wie es unter der sogenannten römischen Republik zugegangen. Zum Täuschen, als schalte noch

Cäsar Borgia in der Romagna. Abends vor den Thoren ist buchstäblich kein Mensch mit einem Rocke seines Lebens sicher gewesen. Natürlich — nach allzulanger Unmündigkeit ist der erste Gebrauch, welcher von der Freiheit gemacht wird, der Mißbrauch. Und wie das Kind, welches sich verbrannt, das Feuer scheut, so fürchtet sich der vernünftige Theil des römischen Volkes vor sich selbst und will die Oesterreicher als Schutz. Zugleich aber war auch hier bei der Siegesfeier von Novara das Theater leer und kein Fenster offen. Die Italiäner hassen in den Oesterreichern eben die Nothwendigkeit.

Für uns wurde es nun zur Nothwendigkeit, in das Coupé eines Vetturins zu kriechen, der sich uns als Velocifero, als Unternehmung, als vier Mal Pferde wechselndes Institut vermiethet hatte. Statt dessen zwei Pferde, inwendig die Opera buffa zur Ostersaison für Mantua, und dabei eine giovinetta, die Frau des Vetturins, welche mit ihm regelmäßig von Modena nach Bologna und von Bologna nach Modena fuhr, jedes Mal nur aus Zufall mit war und jedes Mal einem unglücklichen Coupéinhaber auf den Füßen saß. Wahrscheinlich nahm sie der Mann als Beschwichtigung für die Dogana mit, die ich, nebenbei, noch nirgends so frech käuflich fand, wie eben in dem großen Fürstenthum Modena. Wie soll denn ein solcher principe di

niente mit seinen mittelalterlichen Einkünften moderne Einrichtungen ordentlich bezahlen können? Die Beamten müssen von den Reisenden leben, ohne Brandschatzung giebt es keine Existenz für sie. Abermals die Nothwendigkeit!

Nun, wir fuhren und froren, denn es war kläglich kalt, ich las den Ariost, und so kamen wir nach Mantua. Ehe wir hinkamen, sahen wir links am Wege eine einsame Herberge, die hieß La Zaita und war, wie überhaupt die ganze Gegend noch vor wenig Jahren, als berüchtigt berühmt. Schade, daß die Räubergeschichten nun wirklich erschöpft sind, das Lokal war wunderhübsch, ominös.

Mantua — Mantua — die Oesterreicher haben alle Bäume rund um die Stadt abgehauen und die Stadt, die Stadt selbst hab' ich nicht gesehen!

Aber das Fremdenbuch im Hôtel, ich glaube, der Adler hieß es, hab' ich durchgesehen und da einige Inschriften gefunden, die so gut geschichtlich sind, wie etwa vorgeschichtliche in Hieroglyphen.

Die erste, eigenhändig geschrieben, lautet: 3 Dec. 1848, Mr Heckscher, Envoyé en mission etc. de S. A. J. R. Vicaire de l'Empire, Archiduc Jean. Die zweite in der unbeschreiblichen Handschrift des wohlbeleibten Tyroler Cameriere besagt: L. 7 Mag. pernoto

S. E. Comandante della Armatta i Nitalia Radezski, Con Se Guitto Austriaco Mantova ano 1849.

Von Mantua fährt man nach vielen Orten — wir fuhren nach Mailand. Ich kenne nun die lombardische Ebene ganz — sie ist — eine Ebene. Schön nur zwischen Venedig und Tyrol. Uebrigens weiß ich, drei Dinge giebt es, die ich auf dieser Welt nicht vorstellen möchte: eine Gouvernante, ein Vetturinpferd und Wasser auf der lombardischen Ebene.

Gerade am Ostermorgen kamen wir in Mailand an. Mailand ist doch auch weiter Nichts, als eine große Stadt. Der Dom allein sah aus, als feierte er das Fest.

Im Pozzo erhielten wir wieder das große, dunkle Zimmer, welches wir im Februar zuerst gehabt, wo ich binnen acht Tagen über funfzig böhmische Lieder übersetzte. Es war kalt an dieser Stätte der Erinnerung, beinahe so kalt wie damals im Februar. Wir störten den Kamin in seiner vorausgenommenen Frühlingsruhe, Leone brachte Frühstück — wenn man in Cremona zu Abend gegessen, hat man die volle Berechtigung in Mailand laut nach dem Frühstück zu verlangen. In Cremona hatte ich an Hoffmann gedacht, hier fragte ich nach Mütti. Wäre mir's doch nicht wohl geworden im Pozzo, wenn der feierliche Mütti, der ellenlange Piccolo, gefehlt hätte. Mütti fehlte nicht, Mütti war noch

vorhanden, Mütti war gesund und ging eben in die Messe, und Mütti war nicht länger Piccolo. Vorgerückt zum Cameriere — was sich in einem Monat Abwesenheit nicht verändern kann!

Ich sah Mütti und die ganze «Familie» des Pozzo bei Tische. Zwei Mal im Jahre, am Weihnachtstage und am Ostertage, werden die Gäste, welche eben im Hôtel wohnen, an den Familientisch geladen. Die Dienerschaft speist mit, der Sekretair bedient. Ich finde diese Sitte «gar artig» und freute mich nebenbei ein Mal ein ächt mailändisches Mittagsmahl zu essen. Es bestand aus zwei durch die Suppe getrennten Gängen. Vor der Suppe gab es Frittura von Gehirn, Rindfleisch mit Radieschen, Schinken und Wurst kalt zu frischer Butter, Spinat in Oel und Butter mit warmer Mortadella di Cremona, nach der Suppe Osterlammsbraten mit Eiern und Salat, einen großmächtigen Pudding, Dessert von Stracino, Aepfel, Birnen, Weintrauben, Nüssen, Feigen, Mandeln, Rosinen und geräucherten Kastanien und endlich ebenso riesig wie der Pudding ein pane di Spagna, österreichisch Kugelhopf, sächsisch Bäbe, schlesisch Babe, in den Kochbüchern endlich Napfkuchen genannt. Zu dieser eigenthümlichen, aber vortrefflichen Mahlzeit wurden die starken und warmen Rothweine vom Lago maggiore getrunken, und Alles

war vergnügt, vom Koch in seiner weißen Mütze an, bis zu den «geehrten Gästen.»

Vielleicht erinnert man sich, daß wir Mütti und Leone ganz kampfbereit gegen Deutschland und namentlich gegen Preußen verlassen hatten. Während unserer Abwesenheit waren auch hierin Aenderungen vorgegangen. Preußen war nicht in die Schweiz eingerückt — Leone und Mütti schwärmten für Preußen. «Oh, se un giorno vedessimo il signor Barone come militare, alla testa delle troppe!» rief Leone, als er uns Abends die Sorbetti gebracht hatte. «Per amazzarlo,» sagte ich lachend. «Come? per dare il nostro sangue per lui,» war die Antwort. Avis à la Prusse!

Das Castell sahen wir uns an. Ein österreichischer Kapitain ergrimmte furchtbar, als wir uns wunderten, daß es sich 1512 ein ganzes Jahr habe halten können! Wirklich, ich glaube, der Mann schrieb uns die Absicht zu, das Castell so mit unsern vier Händen geschwind wegzumausen und den Mailändern zuzustecken. Ich kann aber versichern, daß wir sie nicht gehabt haben.

Die ambrosianische Bibliothek und ihre kleinen Nebensammlungen sah ich im undress. Cartons und Studien von Leonardo da Vinci wurden mir, um mit Goethe zu reden, höchst bedeutend. Ein Carton ist eben ein Bild im undress. Auch eine Akademie in Papillo-

ten hörte ich gestern; mein Professore wollte mir sein Conservatorium durchaus in voller Toilette zeigen, wie es sich am Sonntage dem Fürsten Schwarzenberg vorstellen soll, doch — wir können nicht mehr bleiben bis zum Sonntag.

Den lustigen Wiener hab' ich umsonst auf seinen gewöhnlichen Straßen gesucht. Ist er verheirathet oder todt? Im ersten Falle wünsch' ich ihm Glück, im zweiten eine gute Ruhe.

Eben brachte mir der Professore zwei reizende Melodieen. Der Abschiedsgruß aus Mailand.

Mailand, den 4. April 1850.

# Zusendung

an den

# Grafen Wladislav —.

Lieber Wladislav, man hat Ihr wirkliches Dasein bezweifelt, Sie für eine mythische, von mir erfundene Person gehalten — ich weiß keinen bessern Beweis dagegen und für Sie, als Ihnen dieses Buch zuzusenden. Einer nichtexistirenden Persönlichkeit pflegt man kein Buch zu widmen.

Seit dem Jahre, wo ich mich wieder in der heimathlichen Provinz befinde, habe ich mehrere Bücher geschrieben und andere herausgegeben — ich muß Ihnen das mittheilen, da Sie die löbliche Eigenschaft haben, die Bücher Ihrer Freunde nicht zu lesen. Außerdem bin ich unaufhörlich krank gewesen — wir machen das so in Schlesien, aber dabei haben wir doch das gesündeste Klima, welches es geben kann — das lassen wir uns nicht nehmen.

Wäre ich nur nicht gerade recht krank gewesen, als ich dieses Buch korrigiren sollte, dadurch sind einige absolute Absurditäten stehen geblieben, die Sie mit Bleistift verbessern müssen. Zuerst — ja, da finde ich eben, daß ich den Abzug der ersten zwölf Bogen A. von Sternberg

mitgegeben habe, der den liebenswürdigen Muth hatte, mich hier Lehmdamm Nr. 5. aufzusuchen. Sie werden meinen: dazu gehöre doch nicht ein so ungewöhnlicher Muth — das verstehen Sie nicht — verlangen Sie ein Mal von einem Breslauer, er soll Sie Lehmdamm Nr. 5. besuchen. Uebersiedelung nach Australien, das ist ihm bequem und genehm — er begreift sogar eine Reise nach Italien, aber einen Besuch auf dem Lehmdamm — mein Gott, das ist jenseits des Weltendes, von da kommt man nicht wieder! Nun, ich hoffe, A. von Sternberg ist von hier aus glücklich wieder in der Goldnen Gans angelangt und meine Bogen mit ihm.

Zum Glück weiß ich, wo die Absurditäten stehen. Zuerst müssen Sie, wo im Schneider von Chiavenna von dem versunkenen Piuro die Rede ist, den ersten Satz zuletzt lesen. Dann in der Reise durch Piemont: daß der göttliche Standpunkt eben auch nur für den Einzelnen sei und nicht für ein Volk. Und damit wär' es alle.

Und nun das Geschäftliche beseitigt ist, lassen Sie uns ein bischen plaudern. Was haben Sie dazu gesagt, daß Ihre «Heimathlosen» jetzt Bürgerrechte bekommen haben? Wenn Sie heute hinkämen, würden Sie nicht mehr Vorsehung spielen können, wie vor zwei Jahren. Alles wird ordentlich, sogar die Vagabonden

in den französischen Alpen. Weiter wollte ich Sie fragen: bauen Sie schon Mais? Die Kultur dieses Kornes wird jetzt von allen Seiten anempfohlen und das macht mir reine Freude, denn schon vor fünf Jahren sagte ich oft: die Zukunft des Ackerbaus liege im Mais — aber man hörte nicht auf mich, wie immer, wenn ich etwas Vernünftiges sage. Nun, wenn es nur jetzt dazu kommt, das ist die Hauptsache. Eine andere Freude hab' ich noch: daß Venedig seinen Freihafen wieder hat. Ich bin umsonst elegisch über das künftige Schicksal der Lagune gewesen — es giebt wirklich nichts Unnützeres, als sich grämen. Grämen Sie sich daher ja nicht etwa über unser Vaterland, lieber Wladislav, sondern machen Sie es wie ich, d. h. lesen Sie keine Zeitungen mehr. Es wird schon ein Mal besser gehen, morgen oder in hundert Jahren. Ich sehe bisweilen etwas verwundert aus, wenn ich höre, daß in dem Krystall- und Sperlingspalast der Industrieausstellung Erzeugnisse aus Deutschland angekommen sein sollen. Deutschland ist wie die Seeschlange — es zeigt sich in großen Zwischenräumen auf dem Ocean der Zeit — man weiß immer nicht recht: hat man es gesehen oder nicht, der Streit über seine Existenz schwebt noch, aber man wird es gewiß einst noch in wirklicher, ganzer Gestalt erblicken, das denk' ich und sehe dabei,

wie es grün wird. Wenn nur die Roßkastanien nicht schon Knospen bekämen — es ist das so dämonisch vorschnell — die Büßung folgt sicher — ich friere schon jetzt bei dem Schnee, der Ende Mai oder Anfang Juni fallen wird. Wenn er gefallen und der Sommer definitiv da ist, so — ziehen Sie den Staubmantel an und kommen Sie zu uns — wir werden dann schon im Räuberschlößchen wohnen. So heißt nämlich ein ziemlich einsames Haus, welches noch vor wenig Monaten ganz voll von Lieblingen der Polizei steckte und welches wir in der Meinung von Breslau rehabilitiren wollen. Bis zum Wiedersehen Gott zum Gruß.

Breslau, den 9. April 1851.

Ida von Düringsfeld.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Reiseskizzen.

Von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Zweites Bändchen.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.